Band 973 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der verhexte Blutwald

Band 973 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,80 / Spanien P 270





Der verhexte Blutwald

John Sinclair Nr. 973

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 04.03.1997

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Der verhexte Blutwald

Das Leben schlägt oft Kapriolen und beschreibt die irrsinnigsten Wege, verursacht bei denen, die es trifft, Kopfschütteln und Nichtverstehen oder wird schlichtweg abgetan mit dem Bergriff Zufall. Zufall? Nicht so sehr für mich. Ich wollte nicht so recht an den Zufall glauben und ersetze ihn lieber durch das Wort Schicksal. Das zumindest hatten mich meine Erfahrungen gelehrt, und dieses Schicksal begann vor etwa zwei Jahren, aber ich möchte der Reihe nach erzählen…

Es war ein schöner Morgen… mit herrlichem Sonnenschein. Ein Junitag wie aus dem Bilderbuch. Nicht zu heiß, kaum Wind.

Das waren keine Stunden fürs Büro. Da war es besser, hinauszugehen, auch wenn man nur durch die Stadt bummelte, in der es sich bei diesem Wetter sogar aushalten ließ.

Aber die Pflicht rief. Ich hatte meinen Job, und der begann nun mal oft genug am Morgen in dem Büro, das ich mir mit Suko teilte. Wir waren an diesem Tag nicht mit der U-Bahn gefahren, und über die kleinen Staus ärgerten wir uns nicht, denn keiner wollte sich die Laune versieben lassen.

»Wie willst du die Stunden herumkriegen?« fragte mich Suko irgendwann.

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Aber irgendwie werde ich das schon schaffen.«

»Du weißt ja, daß auf dem Schreibtisch noch ein Bericht liegt.«

»Ach ja?« Ich tat erstaunt. »Wieso denn?«

»Ein kleines Buch sogar.«

»Soll ich das lesen?«

»Wir sollten es lesen«, korrigierte Suko mich.

»Dann faß mir mal den Inhalt zusammen.«

»Es geht um Sekten und deren Ausbreitung. Einer unserer Kollegen hat sich seit Jahren mit diesem Thema beschäftigt und nun einen Bericht darüber verfaßt. Sehr dick, mehrere hundert Seiten.«

»Und da sollen wir uns durcharbeiten?«

»Irgendwie schon. Sagt jedenfalls Sir James.«

»Hast du denn mal einen Blick hineingeworfen?« erkundigte ich mich bei meinem Freund.

Suko verstand den Hintersinn der Frage. Mit der vollen Wahrheit rückte er nicht heraus. »Einen halben.«

»Toll. Ist es spannend?«

»Ich sah nur Zahlen. Eine Statistik. Aber es kann ja noch spannend werden, denke ich mal.«

»Ja, dann denk weiter.« Ich gähnte. Trotz des schönen Wetters fühlte ich mich müde, obwohl ich gut geschlafen hatte. Aber dieser Tag gehörte zu denen, wo man sich trotz vieler positiver Dinge einfach kaputt fühlt. So etwas gibt es ja.

Da Suko fuhr, sollte er auch den Rover in die Tiefgarage fahren. Ich stieg zuvor aus. Einen letzten, abschiednehmenden Blick warf ich zum herrlich blauen Himmel, dann betrat ich das Gebäude von New Scotland Yard.

Für mich war es zu einer Heimat geworden. Ich kannte hier jede Fliese, jeden Flecken an der Wand, und auch die Gesichter der Kollegen waren mir nicht unbekannt.

Nur kam es nicht zu der üblichen Begrüßungszeremonie, denn zwei

Schritte hinter dem Eingang blieb ich stehen, weil ich etwas vermißte: meine Geldbörse.

Gestohlen war sie mir sicherlich nicht. Ich mußte sie in meiner Wohnung vergessen haben. Das hing wohl alles mit meiner nicht eben erhebenswerten Form zusammen.

Was tun?

Wieder zurückfahren? Nein, auf keinen Fall. Das hätte mich zuviel Zeit gekostet. Ohne Geld wollte ich auch nicht sein, und so entschloß ich mich, zu der Filiale meiner Bank zu gehen, die nur wenige Schritte vom Yard Building entfernt lag.

Telefone gab es ebenfalls in der Halle. Ich ließ mich bei einem nieder und rief Glenda an, die natürlich schon ihren Platz im Vorzimmer besetzt hielt. Wie hätte es auch anders sein können?

»Morgen, Mädel!« rief ich fröhlich. »Ich wollte nur sagen, daß ich später komme.«

»Ach«, erwiderte sie spitz. »Das Wetter - wie?«

»Nein, mein Geld.«

»Wieso?«

»Ich habe mein Portemonnaie vergessen und werde eben zur Bank gehen, um mich mit einer kleinen Barschaft einzudecken. Suko wird gleich da sein, deshalb brauchst du dich nicht zu wundern. Außerdem telefoniere ich hier unten von der Halle aus.«

»Mal was Neues.«

»Eben. Und halte den Kaffee warm!«

»Für dich tue ich doch alles, John.«

»Hm.« Ich grinste. »Alles?«

»Fast.«

»Dann bin ich zufrieden.« Unser lockeres Gespräch war beendet. Ich erhob mich und ging wieder dem Sonnenschein entgegen, der diesen herrlichen Tag veredelte. Selbst die Autos störten mich nicht. Und daß ich meine Geldbörse zu Hause vergessen hatte - Himmel, das konnte jedem mal passieren.

Die Bank lag wirklich nicht weit entfernt. Untergebracht war sie in einem altehrwürdigen Gebäude, das eine gewisse Gediegenheit ausstrahlte.

Wobei ich davon überzeugt war, daß die Geschäfte, die hinter dieser Fassade getätigt wurden, nicht eben gediegen waren. Da ging es knallhart und eiskalt zu.

Ich mußte über eine breite Treppe gehen und passierte auch einen bestimmten Punkt, wo ich eine Lichtschranke unterbrach und sich die moderne Glastür vor mir zur Seite schob.

Ich hatte freien Eintritt.

Viel Marmor, viel Glas, auch edles Holz. Die Banker verdienten gut und zeigten es auch. Dazwischen natürlich die Elektronik, allerdings

sah ich nur wenige Kunden.

Die Karte für den Geldautomat trug ich bei mir. Und wie das so ist, war auf die Technik mal wieder nicht der Verlaß, der in der Werbung immer angepriesen wird.

Ich zählte drei Geldautomaten. Vor dem Automat, der noch funktionierte, hatte sich eine Schlange gebildet. Ich zählte sieben Kunden vor mir, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich hinten anzustellen und zu warten.

Vor mir stand ein älterer Herr, der erkältet war. Er schniefte und nieste, so daß ich sicherheitshalber einen Schritt nach hinten tat und einen ärgerlichen Ausruf provozierte, denn ich war einer jungen Frau fast auf die Füße getreten.

Ich drehte mich um.

Zwei klare, helle Augen schauten mich ärgerlich an. Unter der blonden Haarpracht sah ich die schmale Nase, den kleinen Mund und die Grübchen in den Wangen. Bekleidet war dieses weibliche Wesen mit einem roten Kleid, auf dessen Stoff sich zahlreiche weiße Tupfen abzeichneten. Eine rote Strickjacke lag über den Schultern der jungen Frau.

»Sorry«, sagte ich und lächelte verlegen. »Ich hatte Sie wirklich nicht gesehen.«

»Klar, Sie haben ja am Rücken keine Augen.«

»Ich hörte Sie auch nicht. Habe ich Sie denn getreten und…?«

»Nein, nein, das geht schon in Ordnung.« Sie atmete ein, und dabei bewegten sich die strammen Brüste unter dem Stoff. Von zwei Augen wurde ich blitzschnell gemustert. Was die Person sah, schien ihr einigermaßen zu gefallen, denn sie bedachte mich mit einem Ist-schon-okay Lächeln.

Ich wollte das Gespräch nicht abbrechen und sagte deshalb: »Die Technik macht mal wieder Probleme.«

Sie winkte ab. »Das kennt man ja.«

»Bei dem Wetter kann mich nichts ärgern.«

»Da haben Sie recht.« Sie lächelte plötzlich. »Es ist ein wunderbarer Tag.«

»Aber nicht, um zu arbeiten.«

»Stimmt.«

»Ich heiße übrigens John Sinclair. Wenn wir hier schon eine Weile stehen müssen, sollten wir uns wenigstens vorstellen. So wissen wir, mit wem wir es zu tun haben.«

Sie zögerte einen Moment, schaute mir dabei prüfend ins Gesicht und sagte schließlich: »Ich bin Greta Kinny.«

»Hört sich irisch an.«

»Das ist es auch.«

»Aber Sie leben hier in London.«

»Ja.«
»Und arbeiten auch in der Nähe.«
Greta lachte leise und schüttelte dabei den Kopf. »Himmel, was sind Sie neugierig, Mr. Sinclair!« Sie schwang ihren Körper vor mir hin und her.
»Beinahe wie ein Polizist.«
Ich schaute sie schon treuherzig an. »Ich bitte Sie, Miß Kinny. Trauen Sie mir einen derartigen Beruf zu?«
»Kann man es wissen?«
»Das müssen Sie entscheiden. Zunächst einmal bin ich jemand, der sein Geld zu Hause vergessen hat und hier nun etwas abheben möchte.«
Plötzlich lachte Greta. »Himmel, das Problem kenne ich. Sie glauben kaum, wie oft mir das schon passiert ist. Da steht man plötzlich dumm da.«
»Und wie.«
Vor uns war die Schlange geschmolzen, hinter uns aber länger geworden. Zwei neue Kunden hatten sich hinter Greta aufgebaut. Ein Mann, der eine Lederjacke trug und einen gehetzten Eindruck machte.
Ich hatte nur einen knappen Blick auf ihn werfen können und das bleiche Gesicht gesehen. Der Typ sah aus, als hätte er Probleme. So wie er sahen oft Süchtige aus.
Hinter ihm stand eine Blondine, die uns ihr Profil zugedreht hatte und ansonsten ins Leere schaute, aber sehr schnell »wach« wurde, als ihr Handy piepte. Sie holte es aus ihrer Tasche hervor und ging einige Schritte zur Seite, um sprechen zu können.
»Mögen Sie Handys?« fragte Greta. Sie hatte die andere Frau beobachtet und dabei die Stirn gerunzelt.
»Nicht überall«, lautete meine ehrliche Antwort. »Manchmal können sie schon nützlich sein.«
Greta Kinny schüttelte den Kopf. »Ich halte dagegen. Ich mag die Dinger nicht. Aber«, sie winkte ab, »ich bin sowieso von einer anderen Welt, sagt man mir nach.«
»Von welchem Stern kommen Sie denn?«
»Vom blauen Planeten.«
»Also doch von der Erde?«
»Ja.«
»Und weiter?«
»Ich liebe die Natur«, sagte sie mit leiser Stimme. Der schwärmerische Unterton war nicht zu überhören. »Ich mag die Wälder, ich mag den Himmel, ich mag die Bäume, ich liebe das klare Wasser, auch die Tiere, die noch gesund leben, einfach alles, was mit der Natur in Einklang steht.«
»Nicht schlecht. Mögen Sie auch die Einsamkeit?«

»Die besonders. Ich sehne mich danach, wieder in meine Heimat zu kommen. Da brauche ich zum Glück nicht lange zu warten. In zwei Wochen bin ich wieder in Irland und kann dort richtig durchatmen.«

»Wohnen Sie denn dort in der Einsamkeit?«

»Ja.« Da strahlten ihre Augen. »Ich leben mitten im Wald. Es ist wunderbar.«

»Allein?« fragte ich.

»Himmel. Sie sind aber neugierig. Wieder kommt mir der Polizist in den Sinn.«

Ich winkte ab. »Das sollten Sie wirklich nicht so eng sehen, Greta. Und wenn schon, auch Polizisten sind Menschen.«

Sie tippte gegen ihr Kinn und überlegte. »Moment mal, wenn ich richtig darüber nachdenke, dann ist New Scotland Yard nicht weit von dieser Bank entfernt.«

»Genau.«

»Und Sie haben dort Ihren Arbeitsplatz?«

Ich lachte. »Sie könnten glatt eine Kollegin von mir werden.«

»Nein, nein!« widersprach sie sofort. »Das ist mir alles viel zu hektisch.«

»Manchmal ist es das schon. Aber nicht an einem Tag wie heute.«

Wir konnten wieder einen Schritt vorgehen. Die Anzahl der Kunden vor uns hatte sich auf drei verringert. Hinter Greta Kinny bewegte sich der Blasse ziemlich unruhig. Er scharrte oder schleifte mit den Füßen über den Boden. Er keuchte auch und sprach mit sich selbst.

Greta hörte es deutlicher als ich. Daß der Typ hinter ihr stand, gefiel ihr nicht. Sie drehte sich um und nahm mir dabei noch einen Teil der Sicht auf den jungen Mann.

Ich sah wohl, daß er sich bewegte. Dann schrie er auf. Im nächsten Augenblick peitschten die Schüsse, und plötzlich war es kein schöner Tag mehr…

***

Schlagartig war alles anders geworden. Der Typ hatte mit seiner handlichen und kurzläufigen Maschinenpistole gegen die Decke gefeuert, aber das war nur das Vorspiel gewesen. Bevor noch jemand reagieren konnte, hatte der Bleiche das Heft in die Hand genommen, und das hieß in diesem Fall Greta Kinny.

Brutal riß er sie von mir weg. Die Frau war so überrascht, daß sie nicht mal schreien konnte. Sie war blaß im Gesicht. Aber andere schrien. Die Kunden waren zur Seite gespritzt. Einige lagen auf dem Boden, andere hetzten dem Ausgang entgegen, und sicherlich hatte es schon Alarm gegeben.

Der Bleiche hatte keine Chance, aber das sah er nicht ein. Er stand unter einem wahnsinnigen Streß. Mit dem linken Arm hielt er Greta

umklammert und hatte sie hart gegen sich gepreßt. In der rechten hielt er seine Waffe, und deren Mündung drückte er seitlich gegen den Hals der Frau. Wie die Angestellten und Mitarbeiter der Bank reagierten, sah ich nicht, denn sie befanden sich zum Großteil in meinem Rücken. Ich war voll und ganz auf die beiden Personen vor mir fixiert.

Der Kerl mußte verrückt sein. Und genau das war das Schlimme. Er war kein Profi, der eiskalt vorging. Er würde schießen, wenn irgend etwas querlief, und ich wollte auf keinen Fall, daß Greta mit zerfetztem Kopf auf dem Marmor lag.

Der Bleiche brauchte Stoff. Er war in seiner Gier nicht zu stoppen. Und Stoff kriegte er nur für Geld, viel Geld, ein verdammt gefährlicher Kreislauf.

Nach den Schüssen waren vielleicht sechs, sieben Sekunden vergangen, als er mit einer schrillen und sich überschlagenden Stimme losbrüllte. »Geld! Ich will Geld!« Er zerrte seine Geisel weiter zurück.

»Los, packt ein!« rief er den Mitarbeitern hinter den Schaltern zu. »Oder soll ich ihr den Schädel zerschießen?«

Ich war stehengeblieben, ganz in seiner Nähe und machte ihm klar, daß ich ihn nicht angreifen würde. Demonstrativ hob ich die Arme.

Er sah die Bewegung. »Los, du!« fuhr er mich an. »Du holst das Geld. Ich gebe dir fünfzehn Sekunden, dann bist du mit der Tüte hier. Laß sie dir geben!«

»Okay.«

Fünfzehn Sekunden waren nicht viel. Ich mußte mich schon beeilen, und ich wollte ihm auch eine gewisse Summe besorgen, denn ich zitterte ebenfalls um Gretas Leben.

Bis zum nächsten Schalter waren es nur wenige Schritte. Dahinter stand eine schwarzhaarige Frau, die mich anschaute, als wäre ich ein Geist.

Ich nickte ihr zu. »Bitte, packen Sie das Geld ein!«

»Aber…«

»Machen Sie schon!«

»Ich habe nicht viel.«

»Egal.«

Sie griff in die Kassenlade. Eine Leinentasche lag in ihrer Nähe. Sie Frau kippte den Inhalt aus. Zwei Äpfel und zwei Kiwis rollten über den Tresen, wahrscheinlich ihr Mittagessen. Mit fahrigen Bewegungen fing sie an, das Geld in die Tasche zu packen. Sie schleuderte die Scheine und auch Münzen hinein.

»Los!« kreischte der Bleiche. »Los, verdammt! Ich will, daß ihr euch beeilt. Die Zeit ist schon um.«

»Geben Sie her!« zischelte ich der Frau zu.

»Er hat doch keine Chance.«

»Das weiß ich selbst. Aber wollen Sie den Tod Ihrer Kundin riskieren?«

Ich riß ihr die Tasche aus der Hand und hörte die Antwort nicht mehr, denn da hatte ich mich schon gedreht.

Der Bleiche stand noch immer an derselben Stelle. Er zitterte stärker.

Auch die Mündung der Waffe bewegte sich hin und her. Schweiß hatte sich auf der Haut gesammelt und sie glatt werden lassen.

»Okay«, sagte ich beim Näherkommen. »Ich habe das Geld. Du bekommst es.«

»Schnell, schnell!«

Ich wußte nicht, wohin mit der Tasche. Hinter mir lachte jemand schrill auf. Ich schielte zur Tür, um herauszufinden, ob sich draußen etwas tat, aber da bewegte sich nichts. Die Kollegen waren sicherlich alarmiert worden, und sie verhielten sich entsprechend vorsichtig, was auch gut war.

»Häng mir die Tasche um den Hals. Aber von hinten!« schrie er mir zu.

Speicheltropfen sprühten dabei aus seinem Mund, und seine Augen waren verdreht.

»Geht alles klar. Ich bin ganz ruhig. Du wirst bedient, Junge. Keine Panik.« Ich war weitergegangen und hatte auch einen Blick in das Gesicht der Irin werfen können.

Greta Kinny war erstarrt. Sie atmete nur durch die Nase. Ich sah, wie ihre Nasenflügel vibrierten, ansonsten bewegte sich nichts an ihrem Körper.

Sehr nahe kam ich an den Mann heran. Okay, ich war bewaffnet, und er hatte keine Augen im Rücken. Ich hätte die Beretta ziehen und schießen können, aber das wäre unter Umständen für Greta das Todesurteil gewesen, denn der andere hätte sicherlich in einem Reflex abgedrückt und seine Geisel erschossen.

Nur nichts riskieren, ihn nur nicht noch nervöser machen, als er schon war.

Ich roch ihn. Er stand unter Streß und stank einfach widerlich.

Ich hob die Arme an und hängte ihm die Tasche vorsichtig über den Kopf, so daß sie an seinem Rücken herabhing. Der Bleiche war zufrieden. »Ja, das ist gut. Und jetzt komm wieder vor, damit ich dich sehen kann.«

»Kein Problem«, sagte ich ruhig.

Er schaute mich an. Seine Waffe schimmerte bräunlich. Mir fielen seine Augen auf. Zwar waren sie weit aufgerissen, doch die Pupillen waren im Gegensatz dazu relativ klein.

Ein Junkie…

»Und jetzt werde ich verschwinden. Aber ich nehme sie mit. Hast du das verstanden?«

»Ja, schon. Nur…«
»Kein Kommentar, du Arschloch.« Greta zuckte zusammen, als er seinen Griff noch mehr festigte, als wollte er sie zusammenpressen. Ich hörte auch das leise Stöhnen aus ihrem Mund. Mir wurde klar, daß die Gefahr noch längst nicht vorüber war. Die nächsten kritischen Sekunden würden kommen, das stand fest.
Niemand wagte es, sich zu rühren. Die Mitarbeiter reagierten in derartigen Situationen so, wie man es ihnen beigebracht hatte. Auch die Kunden rührten sich nicht.
Dafür setzte sich der Bleiche in Bewegung. Er ging nach links, und er zerrte die steife Geisel mit. Sie geriet in eine Schräglage, denn sie selbst war kaum in der Lage zu gehen. Der Schock hatte ihre körperlichen Funktionen ausgeschaltet.
Durch die Fenster drang Sonnenlicht. Ein wunderschöner Tag, der nicht durch ein Blutbad zerstört werden sollte.
»Los, geh schon, du Hure!« Dieser Befehl hatte Greta gegolten.
Endlich hatte die Irin kapiert und bewegte ihre Beine. Der Griff um ihren Körper wurde nicht gelockert, da war der Bankräuber eisern. Greta ging wie ein kleines Kind. Durch den Druck der Waffe hielt sie den Kopf zwangsläufig so gedreht, daß sie mich anschauen konnte. Das Leben war wieder in ihre Augen zurückgekehrt. Dort vermengten sich der Ausdruck der nackten Angst und der der stummen Bitte nach Hilfe.
Noch konnte ich nichts tun. Ich war auch stehengeblieben. Niemand durfte dem Geiselnehmer folgen, und alle hielten sich daran.
Beide gerieten in den Bereich der elektronischen Öffnung. Mit einem schwappenden Geräusch schoben sich die gläsernen Türhälften auseinander und gaben den Weg frei.
Jetzt mußte es passieren.
Und es passierte.
Der Bankräuber nahm seine Geisel nicht mit. Er gab ihr einen heftigen Stoß, der Greta in meine Richtung schleuderte. Aber mich erreichte sie nicht, denn sie stolperte zuvor über ihre eigenen Füße und fiel auf den harten Marmorboden.
Was tat der Bleiche?
Rannte er weg? Gab er mir die Chance, die Waffe zu ziehen?
Nein und ja.
Er rannte, aber er schoß auch. Und damit nahm das Verhängnis seinen Lauf.
Er hielt sich nur für eine winzige Zeitspanne im Bereich der Tür auf, die aber hatte gereicht. Ich sah das Blitzen an der Mündung. Ich kannte mich aus, hechtete zu Boden, aber Greta Kinny beging in diesem Augenblick unbewußt einen Fehler. Es war einfach normal für sie, daß sie nicht liegenblieb, denn so etwas hatte sie nie trainiert.

Hinzu kam die Angst, und sie wollte auch aus dem unmittelbaren Bereich des Bankräubers weg.
Der schoß.
Greta kam hoch.
Es war nicht möglich, den Kugeln auszuweichen oder sich unsichtbar zu machen.
Aus meiner Bodenlage bekam ich mit, was da passierte. Die verdammten Kugeln stießen Greta zurück. Sie wedelte mit den Armen, als wollte sie die Geschosse noch aufhalten. Auf einmal sah ich Blut an ihrem Gesicht, dann sackte sie wieder zusammen, blieb verkrümmt liegen, und der Bleiche schickte nur einen letzten Feuerstoß über uns hinweg und in die Schalterhalle hinein.
Dann drehte er sich um und rannte weg. Was draußen geschah, wollte ich nicht mitbekommen, denn ich mußte mich um die junge Irin kümmern.
Plötzlich war es totenstill geworden.
Und ich bekam Angst!

***

Die unnatürliche Stille hielt nicht lange an. Es war so, als hätte man allen Anwesenden bisher den Mund zugehalten und sie nun freigegeben, damit sie ihrem Schrecken und der Angst freien Lauf lassen konnten.
Plötzlich zerschnitten die Schreie die Stille. Die Kunden rannten zum Ausgang. Ich wußte nicht, ob sich unter diesen Personen auch Mitarbeiter der Bank befanden, denn ich hatte nur ein Ziel.
Greta Kinny lag bewegungslos und leicht verkrümmt auf dem kalten Marmor.
Eine dünne Lache bildete sich vor ihrem Mund.
Der Weg zur ihr war nah. Er kam mir trotzdem mehr als weit vor; und ich ließ mich neben ihr auf die Knie fallen.
Mein Gott - wie blaß war ihr Gesicht. Schlug ihr Herz noch? Meines jedenfalls trommelte. Ich konnte nicht sehen, ob sie von einer oder von mehreren Kugeln getroffen worden war, ich wollte nur wissen, ob sie noch lebte und fühlte nach ihrer Schlagader.
Die Spannung brachte mich fast um.
Sekunden vergingen.
Ja, sie lebte noch!
Es schoß mir glühendheiß durch den Kopf. Dieses Wissen machte mich froh und ängstigte mich zugleich, denn ich wußte nicht, ob rechtzeitig genug Hilfe eintraf, um sie zu retten.
Ich schnellte wieder hoch, drehte mich - und prallte mit einem Mann im blauen Anzug so heftig zusammen, daß dem Knaben die Brille von der Nase rutschte, auf den Boden prallte und sich dort in ihre

Einzelheiten auflöste.
Er selbst taumelte zurück und sprach mich dabei stotternd an. Ich erfuhr, daß er hier der Chef war.
»Das ist mir egal!« rief ich zurück. »Ich brauche einen Arzt. Ein Telefon und so weiter.«
»Ja, da, ist schon…«
Ich hörte nicht mehr hin, sondern eilte hinter den Banktresen, wo ein totenblasser Jüngling soeben den Hörer wieder auflegte. »Haben Sie die Rettung angerufen?«
Er schüttelte den Kopf.
Ich stieß den Blassen zur Seite und ärgerte mich. Wieder waren wertvolle Sekunden vergangen. Meine Finger flogen über die Tasten, als ich den Notruf wählte. Er ging an unsere Zentrale. Man kannte mich dort, ich brauchte nur zu sagen, was wichtig war.
Ich gab den Standort durch, verlangte nach einen Notarztwagen und legte auf. Alles andere würde sich entwickeln. Darauf hatte ich keinen Einfluß. Ich wollte den Bankräuber nicht verfolgen, da ich sicher war, daß man ihn auch stellte. Für mich war es wichtig, bei Greta Kinny zu sein.
Die anderen hatten um sie einen Bogen geschlagen, als wäre sie eine Aussätzige. Es war sogar gut so, denn sie durfte auf keinen Fall bewegt werden.
Erst wollte ich es nicht glauben, aber es stimmte. Sie hielt die Augen offen. Die Wangen zuckten ebenso wie die Mundwinkel, als wollte sie ein Lächeln andeuten.
Verdammt, mir saß die Kehle zu. Ich hätte gern mit ihr gesprochen, es war nicht möglich. Ich holte einige Male Luft, dann flüsterte ich ihr zu, daß sie bald in gute Hände kam und sie gerettet werden würde.
Plötzlich konnte sie auch sprechen. Aber ihre Worte waren kaum zu verstehen.
»Es tut so weh!« hauchte sie.
»Es tut so schrecklich weh. Ich verbrenne.«
»Das geht vorbei, Greta, glaub mir. Der Arzt ist gleich da. Man sorgt für dich.«
»Ich will wieder zurück. Irland, der Wald, dort bin ich zuhause. Ich werde die alten Götter bitten. Ich werde…« Sie verstummte, denn sie war einfach zu schwach, um noch etwas sagen zu können.
Ich hatte sehr genau zugehört. Besonders ein Begriff hatte mich stutzig werden lassen. Wieso sprach sie von alten Göttern? Das war schon seltsam, und ich hätte gern nachgeforscht. Erstens konnte Greta nicht mehr sprechen, und zweitens erschien gerade der Arzt mit seinen beiden Helfern, die eine fahrbare Trage neben der Frau abstellten und mich zur Seite scheuchten.
Ich kannte den Dok. Er gehörte zu unserer Mannschaft. Er war ein

ruhiger und erfahrener Mann, der nicht viele Worte machte. Inzwischen waren auch die anderen Kollegen erschienen. Uniformierte und Beamte in ziviler Kleidung. Sie verteilten sich in der Bank, um mit den Mitarbeitern die ersten Verhöre zu führen.

Woher Suko von dieser Sache Wind bekommen hatte, wußte ich nicht.

Jedenfalls erschien auch er, sah mich sofort und eilte auf mich zu. »Du hast doch wieder im Mittelpunkt gestanden - oder?«

»Auch.«

»Und?«

Ich berichtete in dürren Worten, was hier abgelaufen war, und ich gab auch zu, daß ich mir selbst Vorwürfe machte, Greta nicht vor den Kugeln bewahrt zu haben.

»Hör auf damit, John! Was hättest du denn tun können? Du hast alles richtig gemacht. Sie hat sich leider falsch verhalten, aber damit konnte auch niemand rechnen.«

»Stimmt leider.« Ich schaute zum Ausgang, durch den der Bankräuber entwischt war. »Sag mal, hast du gehört, ob man diesen Typen gestellt hat? Oder ist ihm die Flucht gelungen?«

Suko rieb sein Kinn. »Jaaa«, gab er dann gedehnt zu.

Der Ton hatte mich mißtrauisch werden lassen. »Ist noch etwas schiefgegangen?«

»Für ihn schon. Er ist tot.«

»Und wie?«

»Es wurde ja Alarm ausgelöst - und die Kollegen hatten ihn draußen bereits erwartet. Sie standen in Deckung. Der Bankräuber nicht. Er reagierte auf seine Art und Weise, als er angerufen wurde. Er schoß um sich. Zum Glück traf er niemanden. Außerdem feuerten die Kollegen sofort zurück, und es kam, wie es kommen mußte.«

»Ja, verstehe.« Ich schüttelte den Kopf. »Er war kein Profi, Suko. Das war jemand, der Stoff brauchte, der unter einem wahnsinnigen Entzug litt. Da ich praktisch für ihn der Geldüberbringer war, habe ich ihn aus der Nähe erleben können. Schlimm, sage ich nur, sehr schlimm. Den hat einfach die Panik hergetrieben. Er war nie jemand, der auch eine Übersicht -hätte behalten können.« Ich hob die Schultern. »Er hat es hinter sich, und die Schweine, die ihn süchtig gemacht haben, leben in Saus und Braus.«

»Denk darüber lieber nicht nach, sonst gehst du daran kaputt, John.«

»Klar, du hast recht.«

»Du kanntest die Angeschossene besser?«

»Kann man auch nicht sagen. Wir standen nur in der Reihe der Kunden, die ihr Geld vom Automaten holen wollten. Ich erfuhr ihren Namen. Sie erzählte mir von ihrer Heimat Irland, in die sie bald wieder zurückkehren würde, und sie sprach, als sie schon getroffen

war, von den alten Göttern.«
»Bitte? Hast du dich nicht verhört?«
»Nein, habe ich nicht.«
»Hm. Das ist komisch. Aber näher darauf eingegangen ist sie nicht.«
Ich bedachte ihn mit einem schiefen Blick. »Himmel, wie sollte sie das? Bei den Verletzungen!«
»Stimmt auch wieder.«
Während unseres Gesprächs hatte ich dorthin geschielt, wo der Arzt mir mit seinem Rücken die Sicht auf die Verletzte hin verdeckte. Sie lag bereits auf der Trage und war an einen Tropf angeschlossen. Der Mann im weißen Kittel gab den beiden Helfern das Zeichen, die Schwerverletzte aus der Schalterhalle zu rollen. Den Tropf hielt einer der Sanitäter hoch.
Der Arzt ging natürlich mit, und ich blieb an seiner Seite. Gretas Gesicht hätte auch einer Toten gehören können, so blaß war es geworden.
»Wie sieht es auch, Doc?«
»Nicht gut.«
»Wie stehen die Chancen. Sagen Sie es.«
»Kann ich nicht. Zwei Kugeln haben sie getroffen. Eine steckt im rechten Oberschenkel, das ist nicht tragisch. Aber die zweite hat sie im Rücken erwischt, an einer verdammt sensiblen Stelle.«
»Was kann das bedeuten?«
»Wenn sie überlebt, im schlimmsten Fall, eine Lähmung. Aber das müssen wir abwarten.«
»Okay, wir bleiben in Verbindung.«
»Aber später«, schränkte er ein. »Erst mal müssen wir sie durchkriegen.«
Da hatte er recht. Ich blieb auf der ersten Stufe hinter der Tür stehen und schaute zu, wie die Helfer die junge Frau zum Rettungsfahrzeug rollten.
»Machst gut, Greta«, flüsterte ich. »Du wirst es schaffen. Du wirst deine Heimat wiedersehen.«
Für die übrige Umgebung hatte ich keinen Blick. Die Straße war von den Kollegen gesperrt worden. Zu beiden Seiten stauten sich die Wagen.
Neugierige hatten ihre Fahrzeuge verlassen und starrten über die Bänder hinweg.
Der Bankräuber lag auf der Straßenmitte. Er war abgedeckt worden, damit ihn keiner sehen konnte. Ich würde noch als Zeuge gebraucht werden, das stand fest, aber man wußte ja, wo man mich finden konnte, deshalb hielt mich nichts mehr. Ich ging auch nicht mehr zurück, um mir Geld zu holen. Was bedeuteten schon ein paar Scheine im Vergleich zum Leben eines Menschen? Notfalls würde mir Suko

aushelfen.

Er begleitete mich zum Yard Building. Ich erklärte ihm, was mir der Arzt gesagt hatte. Suko stellte beide Daumen in die Höhe. »Ich hoffe, daß sie durchkommt.«

»Ich auch, mein Freund.«

Auch Glenda Perkins wußte bereits Bescheid, was nicht weit entfernt abgelaufen war, und ich bedachte sie noch mit anderen Einzelheiten.

»Mein Gott, die arme Frau!«

»Manchmal kann das Schicksal grausam sein.« Ich schüttelte den Kopf.

»Für mich ist der Tag jedenfalls gelaufen.«

»Das kann ich mir denken.«

»Brauchst du was für den Magen?« fragte Suko.

Ich lächelte dünn. »Ja, ein Whisky wäre nicht schlecht, auch wenn der Tag noch so verdammt jung ist. Aber ich trinke ihn mit Glendas Kaffee. Dann sehen wir weiter…«

***

Natürlich blieb ich am Ball. Nicht nur in den folgenden Stunden, sondern auch in den nächsten Tagen. Sofern es meine Zeit erlaubte, telefonierte ich mit den Ärzten, und ich erfuhr nie sehr tröstliche Nachrichten. Es ging ihr weiterhin schlecht; sie lag auf der Intensivstation, aber sie lebte noch.

Andere Fälle hielten uns in Atem. Wir mußten auch verreisen, aber die junge Irin und deren Schicksal wollte mir nicht aus dem Kopf. Nach knapp vierzehn Tagen erfuhr ich dann die Neuigkeit.

Greta war von der Intensivstation auf die normale Station überwiesen worden.

»Dann hat sie überlebt?«

»Ja!« erklärte mir der Arzt.

»Und ich kann sie besuchen?«

»Wenn Sie wollen. Ich habe nichts dagegen.«

»Danke, Doc.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch Glenda und Suko freuten sich. Die Nachricht hatten wir am frühen Nachmittag erhalten. Zwei Stunden später trug ich einen Blumenstrauß und hatte das Krankenhaus betreten, wo man mich hoch in die dritte Etage schickte. Greta Kinny lang allein.

Im Raum standen zwar zwei Betten, aber nur eines davon war belegt, eben durch Greta. Die andere Patientin hatte das Zimmer verlassen.

Etwas verlegen blieb ich an der Tür stehen und wartete, bis Greta den Kopf gedreht hatte. Sie sah noch immer sehr blaß aus, aber nicht mehr so wie in der Bank. Und sie war noch immer an den Tropf angeschlossen. Trotz allem deuteten ihre Lippen ein Lächeln an, als sie

mich erkannte.
»Sie, John…?«
»Ja, ich.«
»Das ist aber toll, daß Sie kommen.«
Noch immer etwas verlegen trat ich näher und schaute mich dabei nach einer Vase um. Zwei gab es, aber die waren mit Blumen gefüllt. Ich entschied mich schließlich für einen leeren, auf dem Boden stehenden Eimer, füllte ihn zur Hälfte mit Wasser und stellte die Blumen hinein.
»Die gefallen mir, John.«
»Ach - wirklich?«
»Ja, sie sehen nicht so künstlich aus. Sind es Wildblumen?«
»Ja«, bestätigte ich. »Ich habe die Verkäuferin gebeten, mir einen solchen Strauß zusammenzustellen. Außerdem habe ich nicht vergessen, daß Sie die Natur lieben, da fand ich den Strauß für Sie irgendwie passend.«
»Ja, das finde ich auch. Toll gemacht.«
Ich lächelte verlegen und wandte mich von der breiten Fensterbank ab, auf die ich den Eimer gestellt hatte. Dann, holte ich mir einen Stuhl und setzte mich neben das Bett.
Durch die Scheibe fiel das Licht eines leicht verregneten Sommertags.
Zum Glück war es nicht so warm.
Ich schaute in Gretas Gesicht. Sie war schmaler geworden. Die Augen lagen tiefer in den Höhlen. Unter ihnen sah ich auch Ringe.
»Nun, was denken Sie, John?«
»Ich freue mich, daß sie es überstanden haben.«
Gretas Blick verlor sich in der Erinnerung. »Ja, ich habe es überstanden. Die Ärzte berichteten mir, wie schlecht es um mich gestanden hat. Für sie kam es einem kleinen Wunder gleich, daß ich überlebte. Sie sprechen noch jetzt davon.«
»Dann lieben Sie nicht nur die Natur. Sie selbst haben eine robuste Konstitution.«
»So kann man es sehen.«
»Muß man das nicht?«
»Nicht unbedingt.«
»Wie meinen Sie das?«
»Es können mir auch andere geholfen haben.«
»Und wer?«
Sie runzelte die Stirn wie jemand, der sich die Antwort noch genau überlegen muß. Dann zeigte sie wieder ein Lächeln. »Es war nur so dahingesagt, John.«
»An irgend etwas muß man sich ja klammern.«
»Eben.«
»Und - haben Sie schon mit den Ärzten über Ihre Entlassung sprechen

können?«

Greta wartete mit der Antwort und atmete tief aus. »Nein, noch nicht so direkt. Ich hoffe, daß ich dieses Bett nicht mehr zu lange hüten muß. In zwei, drei Wochen möchte ich wieder daheim sein.«

»In Irland?«

»Ja.«

»Und auch in Ihrem Wald.«

Ihr Blick bekam einen schwärmerischen Glanz. »Ja, in meinem kleinen Haus im Wald. Sie sind gut, John.«

»Wieso?«

»Daß Sie das noch alles behalten haben.«

»Kein Wunder, denn ich habe unsere erste Begegnung in der Schalterhalle sehr intensiv erlebt. Da vergißt man nicht so leicht, was einem gesagt wird.«

»Toll gesagt.« Ihre Hand näherte sich meinen Händen, die auf den Knien lagen. »Sie tragen keinen Ring. Sind Sie nicht verheiratet?«

»So ist es.«

»Sollen Polizisten überhaupt heiraten?«

Jetzt war ich mit einem Lachen als Antwort an der Reihe. »Das Kompliment gebe ich gern zurück, Greta. Sie haben wirklich sehr viel behalten, meine ich.«

»Auch in mir ist die Begegnung haften geblieben. Mir hat es gefallen, mit Ihnen zu plaudern. Ich bin sonst nicht so gesprächig, aber an diesem Tag…«

»War es warm. Es schien die Sonne. Die Menschen waren heiter und auf ihre Umgebung fixiert. Da bleibt dann schon mehr haften, als es normalerweise der Fall ist.«

»Und dann kam dieser Bankräuber. Er zerstörte alles.«

»Leider.«

»Ich habe gehört, daß er tot ist«, sagte Greta mit tonloser Stimme.

»Richtig. Er wurde erschossen.«

»Die Strafe«, flüsterte sie. »Die gerechte Strafe für das, was er mir angetan hat.« Ihre Hand lag noch immer auf der meinen. Ich spürte, wie sich ihre Finger bewegten und sich dabei krümmten, als wollte sie die Nägel in mein Fleisch drücken wie die Katze ihre Krallen. Ich war ein wenig irritiert. Nicht nur über ihre Handlung, sondern auch wegen der Worte. Sie hatte sie mit einer wahren Inbrunst ausgesprochen. Der Haß darin war nicht zu überhören gewesen.

Ich meinte den Bankräuber, als ich sagte: »Der Mann war krank. Er war süchtig. Er besaß kein Geld, um sich Stoff zu kaufen. Man hat ihn süchtig gemacht. Eigentlich hätten wir auch seine Hintermänner an den Pranger stellen müssen.«

»Trotzdem war er es.« In ihrem Blick lag eine gewisse Schärfe.

»Versuchen Sie doch nicht, ihn zu verteidigen, John. Dieser

Hundesohn hat es nicht anders verdient.«
»Okay, schon gut.« Ich wollte nicht näher auf das Thema eingehen, aber Greta Kinny ließ mir keine Ruhe. Zwar zog sie ihre Hand von der meinen weg, preßte auch für einen Moment die Lippen zusammen, dann aber brach es aus ihr hervor. »Er hat mein Leben zerstört, John. Nichts wird mehr so sein, wie es einmal war.«
»Das ist möglich. Vielleicht werden Sie sich, wie viele Opfer eines Verbrechens, in psychiatrische Behandlung gegeben müssen. Aber auch das läßt sich verkraften.«
Hätte das Kissen sie nicht abgestützt, ihr Kopfschütteln wäre heftiger ausgefallen. »Nein, nein, da haben Sie unrecht. So ist das nicht. So ist das überhaupt nicht.«
»Was meinen Sie dann?«
Sie schaute mich direkt an. »Glauben Sie mir, John, er hat mein Leben zerstört. Ich werde mich nie mehr, hören Sie, nie mehr so bewegen können wie früher - wie andere!«
Allmählich begriff ich und konnte auch ihre Wut verstehen. Mir fiel ein, daß eine Kugel ihren Rücken getroffen, was der Arzt als sehr bedenklich eingestuft hatte. Das konnte eine Lähmung bedeuten. Mir schoß das Blut in den Kopf.
Als hätte Greta Kinny meine Gedanken erraten, deutete sie ein Nicken an. »Ja, so ist es, John. Der Rücken, meine Bewegungen…«
»Sind Sie gelähmt?«
»Wahrscheinlich.«
»Was heißt das? Werden Sie den Rest des Lebens im Rollstuhl verbringen müssen?«
Greta Kinny preßte die Lippen zusammen. Nach einer Weile des Nachdenkens meinte sie: »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, weil sich die Ärzte mit ihren Aussagen zurückhalten. Sie sind wohl zu feige, mich mit der Wahrheit zu konfrontieren, aber es deutet einiges darauf hin, wie ich gewissen Andeutungen entnehmen kann.«
»Das heißt, Sie können nicht aufstehen.«
»Ja.«
»Ich müßte sie also aus dem Bett tragen?«
»Richtig, John.«
Ich schwieg und holte nur durch die Nase Luft. Was Sie mir da gesagt hatte, konnte mir nicht gefallen. Verdammt, dieses Schicksal hatte sie nicht verdient. Jetzt verstand ich ihren Haß auf den Bankräuber. Zu wissen, den Rest des Lebens im Rollstuhl verbringen zu müssen, war einfach furchtbar.
»Warum sagen Sie nichts, John?«
Ich hob die Schultern. Auf meinem Gesicht lag plötzlich ein dünner Schweißfilm. »Damit habe ich nicht gerechnet. Nein, Greta, nicht mit diesen Folgen.«

»Ich auch nicht«, flüsterte sie. »Aber es ist nun mal so gekommen, daran läßt sich nichts ändern. Für mich ist der Rollstuhl eine beschlossene Sache.«

»Warten Sie erst einmal ab, Greta, und…«

»Nein, nein, das brauche ich nicht.« Sie faßte mich wieder an. »Seien Sie nicht so geschockt, ich bin es doch auch nicht. Ich war es, aber jetzt habe ich mich damit wieder abgefunden. Sie brauchen sich auch keine Vorwürfe zu machen. Das bekomme ich schon alles wieder in die Reihe, darauf können Sie sich verlassen.«

»Heißt das, daß Sie von Ihren Plänen nicht abgehen wollen?«

»Ja.«

»Also Irland?«

»Richtig.«

»Und wann?«

»So rasch wie möglich«, flüsterte die junge Frau. »Ich will hier einfach weg, verstehen Sie? Ich muß von hier verschwinden. Es ist sonst für mich die Hölle, auch was meine Erinnerungen und Empfindungen angeht. Ich drehe hier durch!«

»Ins Haus? Zum Wald?«

Gretas Augen bekamen einen schwärmerischen Glanz. »Ja, dort muß ich hin.«

Ich räusperte mich, denn so ganz konnte ich mich mit dem Gedanken nicht anfreunden. »Ich will mich beileibe nicht bei Ihnen einmischen, aber wie ich hörte, steht dieses Haus doch ziemlich einsam. Oder irre ich mich da?«

»Nein, Sie irren sich nicht. Es ist einsam, aber es ist auch wunderbar.«

»Und Sie meinen, dort zurechtzukommen, auch wenn Sie gelähmt sind?«

»Das denke ich schon.«

»Alle Achtung!« lobte ich ihren Optimismus. »Dann müssen Sie wirklich sehr stark sein und Menschen haben, auf die sie sich verlassen können.«

Sie runzelte die Stirn, als sie fragte: »Menschen?« Die Antwort gab sie sich selbst. »Ja, ich habe Freunde, auf die ich mich verlassen kann, John. Sehr gute Freunde.«

Ich wollte schon fragen, wer diese Personen waren, aber etwas hielt mich davon ab, denn ich erinnerte mich wieder daran, daß sie von Göttern gesprochen hatte.

Wieder fiel mir auf, daß sich meine Überlegungen in eine andere Richtung drehten, denn sie fragte: »Was denken Sie jetzt, John?«

»Eigentlich nicht viel.«

»Doch! Bitte, raus mit der Sprache!«

»Gut, Sie haben gewonnen. Ich dachte über Ihre Freunde nach,

Greta.«

»Ja, ich auch.«

»Wer sind Sie?«

»Besondere Freunde, die nicht jeder hat. Sie leben mit mir zusammen im Wald.«

»Tiere?«

»Auch. Sagen wir so: Es ist wie in einem Märchen. Ja, man kann mich als Märchenkind bezeichnen. Das sage ich nicht nur so, das hat man mir schon als Kind immer wieder erzählt. Ich war für andere die Figur aus einem Märchen.«

Meine Überraschung steigerte sich immer mehr. Es war schon verwunderlich, was ich da an Neuigkeiten zu hören bekam. »Mit welcher Märchenfigur hat man Sie denn verglichen?«

Wieder bekam ihr Gesicht einen verklärten Ausdruck. »Man nannte mich Rosenrot.«

»Ach«, sagte ich nur. Mehr wollte mir einfach nicht dazu einfallen, denn mit einer derartigen Erklärung hatte ich wirklich nicht gerechnet.

»Rosenrot…«

»Kennen Sie das Märchen?«

Mein Schulterzucken war ein Ausdruck der Verlegenheit. »Auch wenn Sie mich jetzt für dumm und ungebildet halten, aber im Moment sagt es mir nicht viel.«

»Es ist eine Geschichte der Gebrüder Grimm. Sie heißt Schneeweißehen und Rosenrot. Zwei junge Mädchen, zwei Schwestern, die wegen ihrer Hautfarbe diese Namen bekommen haben.«

»Und Sie waren also Rosenrot?«

Greta konnte wieder lachen, als sie meinen skeptischen Blick bemerkte.

»Ja, das war ich. Nur bin ich nicht immer so blaß gewesen, wie es jetzt der Fall ist. Ich kann auch anders aussehen, und ich liebe die Farbe Rot sehr.«

»Es steht Ihnen auch toll.«

»Ich werde diese Farbe weiterhin tragen, John, denn ich lasse mich nicht unterkriegen.«

»Gut.«

»Schade«, sagte sie, nachdem sie mich für eine Weile angeschaut hatte.

»Daß Sie nicht mit nach Irland kommen. Wir hätten sicherlich Spaß miteinander gehabt, und ich hätte Ihnen viel zeigen können.«

»Leider werde ich hier gebraucht.«

Sie sah mich länger und auch nachdenklich an. »Ich weiß, Sie haben einen wichtigen Job. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich

weiß einfach, daß wir uns wiedersehen werden. Damit meine ich nicht irgendwelche Krankenhausbesuche, sondern ein Wiedersehen in meiner Heimat, in Irland.«

»Wenn mich der Wind einmal dorthin treibt, bestimmt.«

»Ich könnte Sie einladen.«

»Auch nicht schlecht.«

»Es wäre ein wirklich entspannter Urlaub für Sie, John, aber nur für Sie.«

»Wie meinen Sie das? Befürchten Sie etwa, daß ich jemanden mitbringen werde?«

»Auch das. Aber es geht mir um Sie, denn Sie sind eine besondere Persönlichkeit.«

»Gleich werde ich noch rot.«

»Das dürfen Sie ruhig. Es ist ja nichts Schlimmes. Aber so meine ich es auch. Ich spüre, daß Sie anders sind als die anderen Menschen. Da ist etwas bei Ihnen, das Sie umgibt wie eine seltene Aura.«

»Ich wüßte nicht, was es sein sollte.«

Ich kannte den Blick, den Frauen in bestimmten Situationen aufsetzen.

»Tatsächlich nicht?«

»Nein.«

Sie faßte wieder nach meiner Hand. Ihre Stimme klang seidenweich, als sie fragte: »Warum lügst du, John? Ich spüre es. Du lügst. Du willst dich nicht öffnen. Du bist verstockt. Das merke ich genau.«

»Was sollte ich denn…?«

»Nicht, John, nicht sprechen. Wir sind verschieden, aber auf irgendeine Weise sind wir uns gleich. Würdest du bei mir im Wald sein, dann könnte ich mir vorstellen, daß sich meine Freunde auch mit dir verständigen könnten.«

Jetzt fragte ich sie direkt: »Sind es die Götter?«

Zum erstenmal erlebte ich sie überrascht. »Woher weißt du davon? Woher kennst du sie?«

»Du hast von Ihnen gesprochen, Greta. Bevor man dich abtransportierte, kniete ich noch neben dir…«

»Dann bist du der Schatten gewesen, den ich sah.«

»Kann sein.«

»Ja, ich sah einen Schatten. Nicht sehr dunkel, auch nicht schlimm, aber alles war so anders für mich gewesen. Mein Sichtfeld hatte sich verengt. Ich sah nur, ich hörte - ja«, murmelte sie. »Ich habe gesprochen, glaube ich.«

»Von den Göttern.«

Ihre Lippen zeigten ein feines Lächeln. »Sie sind einfach wunderbar, diese herrlichen Beschützer und Freunde. Mächtige Naturgeister. Ja, ich spüre sie. Ich habe sie immer gespürt. Es ist einfach unglaublich.

Rosenrot«, wechselte sie das Thema. »So hat man mich genannt. Einfach nur Rosenrot. Und Rosenrot war auch im Märchen eine besondere Person, die ihren Wald und die Natur liebte.« Sie verdrehte sie Augen und schaute zur Decke, als würde sich dort etwas Wunderbares abmalen. »Ich werde Rosenrot sein. Ich werde wieder zurückkehren in meine Märchenwelt, das kann ich dir versprechen, John.«

Ich war ihr sehr vertraut geworden. Sie duzte mich jetzt, und ich fragte mich, ob ich ihr das gleiche Vertrauen entgegenbringen konnte.

Wer war diese gelähmte Person, mit der ich nicht so leicht zurechtkam?

Ein Mensch, der die Natur liebte, sehr romantisch war und sicherlich auch Menschen eine sehr innige Zuneigung entgegenbringen konnte.

Das war die eine Seite.

Ich kannte auch die andere. Da hatte sie mich den Haß spüren lassen, der in ihr steckte. Es war einfach das Gefühl über mich gekommen, sie auf keinen Fall als Feindin zu haben.

Wie dem auch war, unsere Wege würden sich trennen, und ich würde sie irgendwann vergessen haben. Nicht ganz, aber doch sehr weit zurück in den Kasten meiner Erinnerung gedrängt.

Die ganze Zeit über hatte sie mich angeschaut, als könnte sie meine Gedanken erraten oder empfangen. So ähnlich artikulierte sie sich auch.

»Du kommst mit mir nicht zurecht, nicht wahr?«

Ich hob die Schultern. »Sagen wir so. Ein wenig überrascht bin ich schon. Ich habe noch nie mit einer Frau zu tun gehabt, die sich Rosenrot nennt. Wie die Figur aus dem Märchen.«

»Das ist einmalig.«

»Stimmt, wie du.«

Sie lächelte mir zu. »Schön, daß du so etwas gesagt hast, John. Es beeindruckt mich und gibt mir die Sicherheit, daß wir uns wiedersehen werden. Auch wenn ich mich wiederhole. Dies wird sich an einem anderen Platz, abspielen. Nicht in einem Krankenzimmer, sondern in einer Gegend, die für mich wunderbar ist.«

»Erst einmal mußt du gesund werden.«

»Das bin ich, John.«

»Nun ja, du hast mir von deinem Leiden berichtet. So wie du würde ich es nicht sehen.«

»Ich werde damit fertig werden. Ich brauche nur meine Umgebung und meine Freunde. Dann sieht alles ganz anders aus.« Sie öffnete den Mund und saugte den Atem tief ein. »John«, sagte sie dann, »tust du mir einen Gefallen?«

»Gern. Welchen?«

»Küß mich, bitte!«

Ich schwieg. In meiner Kehle klemmte etwas fest. Mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht. Dieser Wunsch hatte mich schon überfallartig erwischt und mich in eine gewisse Verlegenheit gebracht.

»Möchtest du nicht? Oder hast du mich nicht verstanden?«

»Ahm - ich…«

»Kann ein Mann wie du noch verlegen werden?«

»Manchmal schon«, gab ich zu. »Das kam etwas überraschend für mich. Wirklich.«

»Die Arme kann ich bewegen«, sagte sie, und streckte sie mir entgegen.

»Komm, ich mache es dir leichter.«

Die Verlegenheit war zwar nicht ganz gewichen, aber warum sollte ich Greta diesen Wunsch abschlagen? Außerdem war sie eine hübsche Person und kein Eisblock.

So bewegte ich mich ihr entgegen, drehte den Kopf, um sie zuerst auf die linke Wange zu küssen. Dagegen hatte sie etwas. Ihre Hände umklammerten meinen Nacken. Mit einem Ruck zog sie meinen Kopf ihrem Gesicht entgegen. Bevor ich mich versah, spürte ich ihre Lippen auf den meinen. Es war ein wilder Kuß. Ein Kuß, der ihre Sehnsucht und Verlangen ausdrückte.

Ihre Zunge bewegte sich schlangengleich. Ich hörte Greta atmen. Es klang für sie gut und zufrieden. Sie gab sich einfach diesem Gefühl hin, als wollte sie in meinen Armen wegschwimmen.

Als der Druck ihrer Lippen schließlich sanfter wurde und wir uns voneinander lösten, schnappten wir beide nach Luft. Ich entdeckte in Gretas Augen einen dunklen, geheimnisvollen Glanz. Da schienen sich die Pupillen in kleine Seen verwandelt zu haben, deren Tiefe nicht auszuloten war.

»Das mußte sein«, sagte sie leise.

»Es war wunderschön.«

»Danke, Lebensretter.«

Nach diesen beiden Worten mußte ich schon lächeln. »Lebensretter? Ich habe dir doch nicht das Leben gerettet. Ich hätte dich aus diesem Kugelhagel gern weggezogen, dann wäre ich ein Lebensretter gewesen, aber nicht so, Greta.«

»Für mich bist du einer.«

Ich winkte ab. »Nein, wirklich nicht. Ich selbst habe mir schwere Vorwürfe gemacht, daß es überhaupt soweit gekommen ist. Ich bin es wirklich nicht.«

»Tut mir leid, aber darüber denke ich anders. Und ich weiß auch, daß wir uns wiedersehen werden. Denk immer daran, daß die Zeit eine relative Größe ist, denn für mich ist ein Teil dieser Welt einfach zeitlos. Er treibt dahin; man kann ihn nicht sehen, aber er ist da. Man kann ihn spüren, und genau das sind dann die Kräfte, die bei gewissen

Menschen für einen Schutz sorgen. Wie bei mir.«

»Dann gehöre ich zu den Kräften?«

»Nicht direkt, John, aber du bist dagewesen, als es mich erwischte. Und daß ich überlebt habe, verdanke ich den anderen Kräften, die ihre schützenden Schleier über mich ausgebreitet haben.« Sie schloß für einen Moment die Augen und lächelte still vor sich hin.

Als Greta Kinny wieder normal sah, hatte ich mich von meinem Stuhl erhoben und stand neben ihrem Bett. Sie verstand die Geste. »Du mußt jetzt gehen, nicht?«

»Ja. Aber ich werde dich wieder besuchen, sobald es meine Zeit erlaubt, Greta.«

Ihre Reaktion überraschte mich. »Es ist nett von dir gemeint, John, aber bitte tu es nicht.«

»Du willst nicht, daß ich dich…?«

»Ja, so ist es.«

Ich hob die Schultern. »Tja, dann ist es okay. Ich habe kein Recht, nach den Gründen zu fragen, aber vergessen werde ich dich wohl nicht können.«

»Das wirst du auch nicht.«

»Und du glaubst noch immer an ein Wiedersehen?«

»Bestimmt. Wir beide brauchen uns dabei nicht mal anzustrengen. Es wird alles seinen normalen Lauf nehmen, denn wir werden von anderen geführt. Viel Glück auf deinem Weg, John…« Sie warf mir zum Abschied noch eine Kußhand zu, dann schloß sie die Augen und war von einem Augenblick zum anderen eingeschlafen.

Ich schüttelte den Kopf, den begreifen konnte ich diese Frau nicht. Mit kleinen Schritten durchquerte ich das Krankenzimmer. Der Blick war dabei nachdenklich zu Boden gerichtet. Immer wieder dachte ich über ihre Worte und ihre Prophezeihungen nach, was unsere Zukunft anging.

Vor dem Öffnen der Tür warf ich noch einen letzten Blick zurück zu ihrem Bett.

Greta Kinny schlief. Ihre leisen Atemzüge erreichten mich wie der Hauch allmählich vorbeischwebender Geister. Ich war irgendwie nicht ganz in der Welt und kam mir schon ein wenig verloren vor. Dann aber schrak ich zusammen, weil sich in meinem Rücken die Tür öffnete. Die Klinke stieß mich noch an. Ich drehte mich um uns schaute in das runzelige Gesicht einer alten Frau, um deren Körper ein abgetragener Bademantel gewickelt war. Die grauen Haare wurden von einem Netz zusammengehalten. Besonders unattraktiv wirkte der dunkle Damenbart.

Ich entschuldigte mich dafür, daß ich im Weg gestanden hatte und machte ihr dann Platz.

»Schon gut.« Die Kranke schlurfte zu ihrem Bett. Ich sah nicht mehr,

wie sie sich darauf niederließ, denn da hatte ich das Zimmer bereits verlassen und fand mich auf dem normalen und relativ breit angelegten Krankenhausflur wieder.

Noch immer kam ich mir vor wie leicht betäubt, denn hinter mir lag schon ein ungewöhnlicher Krankenbesuch. Eigentlich hätte Greta das Schicksal verfluchen müssen, auch wegen ihrer Lähmung. Nach außen hin tat sie das nicht. Sie hatte sich mir gegenüber als Kämpferin gezeigt und des öfteren von der Zukunft gesprochen.

Einer Zukunft, in der ich ebenfalls meinen Platz schon reserviert hatte.

Schicksal? Fügung? Das waren Fragen, auf die ich keine Antwort wußte.

Aber ich würde mich nicht mit ihnen herumquälen, sondern so weitermachen, als wäre nichts geschehen, denn mein Job steckte mir schon die Grenzen ab.

Daß mir hin und wieder Menschen begegneten, die mich auch grüßten, merkte ich nicht, denn ich war zu tief in meine Gedanken versunken.

Den Lift nahm ich nicht, sondern die Treppe. Meine Sinne hatte ich noch alle zusammen, und auch den Geschmackssinn. Genau das war es der Geschmack.

Einen merkwürdigen Geschmack hatte ich im Mund, mit dem ich nicht zurechtkam. Fremd kam er mir vor, und ich dachte an den Kuß.

Greta Kinny hatte diesen Kuß gefordert, und sie hatte in meinem Mund ihre Zunge tanzen lassen, so wild, als wollte sie mir etwas zur Erinnerung mitgeben.

Eine Erinnerung an Rosenrot und daran, daß ich sie auf keinen Fall vergaß. Jetzt setzte ich meine eigene Zunge in Bewegung und ließ sie durch den Mund tanzen.

Ja, der fremde Geschmack blieb. Bitter war er und auf eine gewisse Art und Weise frisch. Speichel schmeckt normalerweise neutral, bei ihr aber war das anders.

Sie hatte mir eine Erinnerung mit auf den Weg gegeben. Ihr Speichel war in meinen Mund geflossen und hatte sich dort festgesetzt. Für wie lange?

Greta war schon seltsam. Und das traf nicht nur auf ihren märchenhaften Namen Rosenrot zu.

Besuchen würde ich sie nicht mehr. Da wollte ich mich schon an ihre Vorgaben halten.

Aber völlig vergessen würde ich sie und ihren Kuß nicht können, das stand fest.

Wie gesagt, diese Geschichte liegt ungefähr zwei Jahre zurück…

Der Abend und damit die Dunkelheit schlichen heran wie ein geheimnisvoller Dieb, er sich immer mehr ausbreitete und seine Fänge

wie ein gewaltiges und dichtes Netz über das Land legte.

Ein Land, das mit dem Begriff Natur pur korrekt umschrieben war.

Dichte Wälder, verwunschen wie im Märchen. Dazwischen die breiten Flure. Nur wenige, dafür kleine Orte. Viele Häuser, die einzeln standen und durch hohe Steinwälle vor den oft starken Winden geschützt wurden. Schmale Wege und Straßen durchzogen das hügelige Land. Sie sahen manchmal aus wie graue Hosenträger, die sich auf dicken Bäuchen spannten.

Büsche, in denen wilde Rosen wuchsen, bildeten regelrechte Festungen, die vom Duft der Blumen um-und überlagert wurden. Es war ein Land der Geschichten und der Geschichte, die es mit den Bewohnern nicht immer gut gemeint hatten, denn viele Iren hatten gerade im letzten Jahrhundert die Insel verlassen müssen, um dem Hunger und der Armut zu entgehen. Amerika war für sie das gelobte Land gewesen. Dort hatten sie eine neue Heimat gefunden, ohne jedoch die alte vergessen zu haben.

Die Zeiten hatten sich geändert. Eine extreme Armut war nicht mehr vorhanden, aber es gab noch das Land mit all seinen Wundern, der Landschaft, dem Glauben und auch dem Aberglauben, der in Irland schon seine Spuren hinterlassen hatte.

Greta Kinny liebte ihre Heimat. Nach dem Unfall war sie wieder zurückgekehrt und fühlte sich ungemein wohl, trotz der schlimmen Behinderung.

Aber sie war akzeptiert worden. Hier lebte sie als Mensch und als ein Teil der Natur. In London, der Steinwüste, war sie eine unter vielen gewesen, hier jedoch sah sie sich als Individuum an. Sie lebte inmitten ihrer Freunde, wobei sie diesen Begriff nicht unbedingt auf Menschen begrenzte, denn alles um sie herum war ihr in einer innigen Freundschaft verbunden.

Sie mochte den Wechsel zwischen Tag und Nacht, denn sie wußte genau, daß mit der Dunkelheit auch ihre Zeit kam. Das Haus stand nicht im Wald direkt, es hatte seinen Platz am Waldrand gefunden, und von der Veranda aus hatte der Mensch einen wunderschönen Blick auf die alten Bäume, deren Wachstum niemand störte. Sie waren schon immer da gewesen. Greta konnte sich nicht vorstellen, daß es sie nicht gab.

Von klein auf hatte sie die Bäume gemocht, und sie wußte auch, daß es zwischen ihnen mehr gab, als auf den ersten Blick zu vermuten war.

Für sie war es der Märchenwald. Mal wunderbar und geheimnisvoll verwunschen, mal düster, gefährlich und tödlich. Es kam einfach darauf an, wie man zu ihm stand.

Auch in diesem Jahr hatte sich der Sommer mit hohen Temperaturen in Erinnerung gebracht. Greta mochte die heißen Tage, und ein Ende der Hitze war noch nicht abzusehen. Während der hohen

Temperaturen hielt sie sich zumeist im Haus auf. Erst wenn der kühle Abend den Tag ablöste, begab sie sich auf die Veranda, um den Wechsel zu erleben, der jedesmal gleich war, von ihr jedoch immer wieder anders aufgenommen wurde.

Mit dem Rollstuhl fuhr sie dann durch die entsprechend breite Tür atof die Veranda, wo ein Tisch stand, zusammen mit zwei Korbstühlen, wo das alte Holz der Balken hin und wieder knarrte, als wollte es mit seiner »Stimme« irgendwelche Geschichten aus der Vergangenheit erzählen.

An die Vergangenheit dachte Greta oft.

Eigentlich nicht natürlich für einen jungen Menschen. Nur kam sie darüber nicht hinweg. Bilder entstanden vor ihren Augen. Das Erlebnis, das nun zwei Jahre zurücklag, hatte sie schon geprägt, aber sie nahm es gelassen hin, denn sie wußte, daß es noch den Wechsel zwischen Tag und Nacht gab. Eine besondere Zeit, in der sich die Natur öffnete und die Grenzen fließend wurden.

Da passierte dann das, was nur wenige Menschen wahrnahmen. Da zeigte die Natur ihr zweites Gesicht. Als Mensch mußte man schon eine gewisse Einstellung und einen entsprechenden Blick dafür haben, um überhaupt erkennen und sehen zu können.

Greta Kinny gehörte zu diesen Menschen. Mit großer Freude wartete sie immer wieder auf den Wechsel. Für sie tauchte die normale Realität ab, sie konnte tief durchatmen, in ihre zweite Haut schlüpfen und ein wunderschönes Leben in dieser Nacht verbringen.

Es war still auf der Veranda. Es war sowieso still im Haus und in dessen unmittelbarer Umgebung. Die Natur wollte nicht, daß sie durch Menschenhand gestört würde, und seltsamerweise hielten sich die meisten Menschen auch daran.

So bekam Greta Kinny nur selten Besuch. Und wenn jemand zu ihr kam, dann hatte sie ihn auch gerufen oder eingeladen.

Sie lebte allein in den Räumen. Die oberen waren seit ihrer Lähmung für sie tabu. Dennoch wurden sie gesäubert und auch mal benutzt. Dafür sorgte Ginette, ihre Freundin und Haushälterin. Sie war tagsüber bei ihr und wäre auch in der Nacht geblieben, aber das war nicht nötig. Greta kam für ein paar Stunden allein zurecht. Sie hatte es immer wieder betont, und Ginette hatte es letztendlich akzeptiert.

Ein kühler Wind fuhr unter das leicht nach vorn abgeschrägte Dach der Veranda. Er streichelte auch Gesicht und Körper der Frau, die unbeweglich in ihrem Rollstuhl saß, die Augen schloß, den Wind genoß und sich ansonsten ihrer Erinnerung hingab, die sie zumeist nur zwei Jahre zurückführte, wo das Schicksal zugeschlagen und ihr Leben in eine andere Bahn gelenkt hatte.

An ihre Eltern dachte sie nicht. Beide waren nicht mehr da, und sie wußte nicht mal, ob sie noch lebten. Sie hatten ihr das Haus

hinterlassen und zum Glück auch genügend Geld, so daß sie über viele Jahre hinweg versorgt war, vorausgesetzt, sie führte nicht gerade ein Leben im absoluten Luxus. Damit allerdings hatte sie nichts am Hut. Was sie brauchte, das bekam sie, und mehr als satt werden konnte sie nicht.

Noch war es nicht ganz still. Hinter ihr im Haus arbeitete noch Ginette.

Sie spülte das Geschirr des letzten Mahls weg. Es hatte frischen Spargel und Salat gegeben. Obwohl Ginette erst dreißig war, konnte sie schon hervorragend kochen. Sie war eine Naturbegabung, denn gelernt hatte sie den Beruf wahrlich nicht.

Greta hörte sie kommen und lächelte. Nach ihrer Lähmung war zwar nicht gerade ein Wunder geschehen, doch auf der einen Seite hatte sie auch etwas Gutes gehabt. Es gelang Greta viel stärker als früher, sich auf gewisse Dinge zu konzentrieren und diese auch zu hören. Früher hätte sie das nie geschafft, aber ihr Gehör und das optische Wahrnehmungsvermögen hatten sich stabilisiert, sogar verbessert. Sie nahm Geräusche, Gerüche und Empfindungen auf, an die sie vor Jahren nicht mal gedacht hatte. Sehr deutlich hörten sie das Piepen oder das Trappeln der kleinen Waldmäuse in ihrer Umgebung. Sie nahm wahr, wenn die Vögel heftiger mit ihren Flügeln schlugen, und manchmal drangen auch die geheimnisvollen Stimmen zu ihr, als hätte sich ihr die Welt der alten Erdgötter geöffnet.

Greta mochte die Götter. Sie lebten schon seit Urzeiten hier und hielten sich im Wald versteckt. Ihr Blut pulsierte überall, tränkte den Boden und steckte in jeder Pflanze, jedem Busch und jedem Baum.

Greta mochte die Götter, und die Götter mochten sie.

In der Küche stellte Ginette das Radio ab. Als die Frau auf der Veranda dies mitbekam, da wußte sie, daß die Freundin sie bald verlassen würde.

Es war jeden Abend das gleiche Ritual. Sie kam, um sich zu verabschieden und stieg wenig später in ihren kleinen Wagen, um nach Hause zu fahren.

Das Dorf lag hinter einem kleinen Hügel und war nur von wenigen Menschen bewohnt. Wenn der Wind günstig stand, hörte Greta das Läuten der Kirchenglocken, was sie so liebte, denn sie war zugleich eine gläubige Frau.

Hinter ihr hörte sie die Schritte; auch daran hatte sich Greta längst gewöhnt. Hätte sie das Knarren der Holzbohlen nicht gehört, es hätte ihr mittlerweile schon etwas gefehlt.

Sie drehte den Kopf nach links, als Ginette die Veranda betrat. Neben Greta blieb die Freundin stehen und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Geht es dir gut, Greta?«

»Ja, mir geht es gut.«

Ginette holte durch die Nase Luft, als wollte sie den besonderen Duft des frühen Abends tief einatmen. »Weißt du, Greta, ich verstehe dich manchmal nicht. Du hast ein schweres Los zu tragen, und da kann ich nicht begreifen, daß du sagst, daß es dir gutgeht, obwohl du im Rollstuhl sitzt.«

»Ich bin eben zufrieden mit meinem Leben.«

»Das so einsam ist.«

Greta schüttelte den Kopf. »Nein, du irrst dich, Ginette. Wir haben oft darüber gesprochen. Es ist nicht einsam, und ich fühle mich auch nicht einsam, denn ich bin von zahlreichen Freunden umgeben. Schau nach vorn, dort siehst du den Wald. Er ist mein Freund. Jeder Baum, jeder Strauch und jeder Halm zählt dazu. Von den Tieren möchte ich gar nicht reden, aber das kannst du leider nicht begreifen.«

»Stimmt.«

»Spürst du denn nichts?«

»Was?«

»Daß der Wald ein gewaltiges Lebewesen ist. Ein Biotop, ein Kreislauf für sich, ein Stück Leben, eine Welt, in der geboren und auch gestorben wird.«

Ginette starrte für einen Moment gegen die düstere Wand und bekam einen Schauer. Unter einem glücklichen Leben verstand sie etwas anderes. Sie erinnerte der Wald mehr an ein gewaltiges Grab, in dem sich Unheimliches verborgen hielt.

Greta mußte lachen, weil sie keine Antwort bekam. »Ich kann dich verstehen, Ginette. Nicht jeder kann so denken wie ich. Die Menschen sind einfach zu unterschiedlich. Vergiß es. Lebe du dein Leben, ich genieße meines.«

Sie versuchte es trotzdem. »Soll ich dich nicht mal mit in den Ort nehmen?«

»Warum?«

»Es gibt dort Abwechslung, obwohl das Dorf so klein ist. Wir feiern Feste, wir haben unseren Spaß. Wir singen und…«

»Auch tanzen, nicht?«

»Ja, auch das.«

»Ich würde es nicht können, Ginette.«

»Stimmt. Nur wärst du dabei und gehörtest zu uns. Das ist es, was ich damit meine.«

»Möchte ich das denn?«

Die Freundin seufzte. »Genau das ist das Problem, Greta. Du möchtest es nicht. Und wahrscheinlich wirst du hier auch versauern und zu einer menschenscheuen Person werden.«

»Das bin ich schon.«

»Um so schlimmer - in deinen jungen Jahren.«

Greta Kinny schüttelte den Kopf. »Ach, Ginette, das siehst du nur so, aber nicht ich. Bei mir ist es was anderes. Ich mag und liebe dieses Leben. Ich brauche niemanden, ich habe alles, was ich brauche.«

Das wollte Ginette nicht akzeptieren. Sie kannte die Diskussionen und wußte auch, wie wenig fruchtbar sie letztendlich waren, aber sie versuchte es immer wieder. Da war sie wie eine Klette, die sich kaum lösen ließ. Sie verließ ihren Platz, holte sich einen Korbstuhl heran und setzte sich Greta gegenüber. »Ich verstehe dich nicht. Du hast doch Gefühle, du bist nicht frigid. Du brauchst hin und wieder einen Partner oder meinetwegen auch eine Partnerin. Das alles ist in dieser Einsamkeit nicht gegeben.«

»Für dich nicht, Ginette.«

»Auch für…«

»Nein, Ginette, nein, ich sehe das anders.«

»Das weiß ich leider.« Die Antwort klang traurig.

Greta Kinny lächelte und schaute die Freundin an. Ginette war hellblond, so blond, daß die Haare schon aussahen wie gefärbt. Im Gegensatz dazu standen die dunklen Augen, die dem Gesicht etwas Rätselhaftes und Geheimnisvolles gaben. Man konnte Ginette nicht unbedingt als eine dieser Plastikschönheiten aus den Seifenopern bezeichnen, sie war eine natürliche und frische Person mit leichtem Übergewicht, das bei ihr überhaupt nicht störte. Zudem kaschierte sie es durch ein weit herabfallendes Sweat-shirt. Dazu trug sie hellblaue, leicht verwaschene Jeans und Schnürschuhe mit flachen Sohlen.

»Du mußt dir wirklich keine Sorgen machen, Ginette, ich komme sehr gut allein zurecht.«

Die Freundin blieb stur und schüttelte den Kopf. »Ich mache mir aber Sorgen.«

»Warum?«

»Immer dann, wenn ich am Morgen wach werde und weiß, daß ich zu dir fahren muß, frage ich mich, wie du wohl jetzt aussehen magst. Ob du noch gesund bist, ob dir auch nichts passiert ist und so weiter. Das quält mich wirklich.«

»Kann ich verstehen, aber es ist unnötig.«

»Und wie lange wirst du dieses Leben noch fortführen wollen?« Ginette deutete hinüber zum Wald. »Das kann doch nicht alles gewesen sein. Hier auf der Terrasse sitzen und in den Wald starren?«

»Es ist wunderbar. Der Wald ist mein Freund!«

Ginette hob die Schultern. »Das tut mir echt leid, aber damit kann ich nichts anfangen.«

»Sollst du auch nicht. Du hast dein Leben, ich habe das meine. Und ich bin dir sehr dankbar, daß du dich um mich kümmerst. Ich werde dich nicht vergessen -niemals.«

Ginette wurde verlegen. »Das gehört sich doch so. Schließlich sind

wir Freundinnen.«

»Ja, du hast schon recht, aber…«, sie hob die Schultern, »nicht jede hätte das getan, was du tust. Die Menschen sind sehr verschieden, aber das weißt du selbst.«

»Sicher.«

Greta legte den Kopf zurück. »Ah«, seufzte sie, »es ist wunderbar, den irischen Sommer zu erleben. Ich freue mich, daß er erst am Anfang steht. Er wird noch lange dauern.«

»Ich mag ihn auch.« Ginette wirkte plötzlich verlegen. Sie schabte mit den Füßen über den Boden der Veranda und traute sich erst nach einer Weile, eine bestimmte Frage zu stellen. »Denkst du noch immer an den Mann aus der Bank?«

»John Sinclair, meinst du?«

»Ja, ihn.«

»Und ob ich an ihn denke!«

Da lächelte Ginette. »Du hast dich in ihn verliebt, wie?«

»Ein wenig schon«, gab Greta zu. »Er war sehr mutig und hat auch die Übersicht behalten.«

Ginette nickt. Sie spielte mit ihren Fingern und tat dabei etwas desinteressiert, aber sie wollte nur von der eigentlichen Frage ablenken, die sie dann wie nebenbei stellte. »Wollte dich dein Freund aus London nicht mal hier besuchen?«

»Ja, das hatte er vor.«

»Aber er ist nicht gekommen.«

»Bis jetzt nicht, Ginette. Ich bin aber sicher, daß er hier auftauchen wird.«

»Wann?«

»Sehr bald schon.«

»Ach!« Plötzlich war Ginettes Interesse geweckt. Sie hatte viel von diesem Mann gehört. Sie war gespannt auf ihn. Er war ihr beschrieben worden, und Greta hatte sogar von ihm geschwärmt. Ginette wollte ihn kennenlernen, und als sie eine weitere Frage stellte, hatte sie Mühe, der Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben. »Wann wird er denn hier bei dir erscheinen?«

»Ich kann dir keinen genauen Tag nennen. Vielleicht ist er schon unterwegs.«

»Das wäre ein Ding!«

»Du wirst ihn kennenlernen, keine Sorge«, erklärte Greta. »Wir werden uns sicherlich gut unterhalten.«

»Ja, das glaube ich auch.« Ginette schaute auf ihre Uhr. »So, für mich wird es Zeit. Bis morgen dann.« Sie stand auf und küßte die Freundin auf beide Wangen. Dabei wunderte sie sich über die Wärme der Haut, obwohl Greta nicht schwitzte.

»Es wird eine wunderschöne Nacht werden«, sagte Greta leise. »Das

weiß ich genau.«

»Bis morgen dann.« Ginette zog sich zurück und verließ die Veranda über die schiefe Ebene, die anstelle einer Treppe gebaut worden war.

Rollstuhlgerecht für Greta.

Greta nickte ihr lächelnd nach. Wenig später hörte sie, wie der Motor des Autos ansprang. Und auch dieses Geräusch hatte die Umgebung bald verschluckt.

Greta war wieder allein mit sich, dem geheimnisvollen Wald und den alten Göttern…

***

Greta Kinny, auch Rosenrot genannt, saß unbeweglich in ihrem Rollstuhl. Wer sie beobachtet hätte, der hätte sie auch für eine Statue halten können, denn nicht mal die Lippen zuckten. Sie lagen wie erstarrt aufeinander, aber die Augen blickten zum Wald hinüber.

Dort waren ihre Freunde.

Es war dunkler geworden, vor allem im Wald. Fauna und Flora bereiteten sich auf die Nacht vor.

Greta kannte dies.

Der Wald war für sie zu einem Freund geworden. Sie konnte mit ihm sprechen, er teilte ihre Freude und auch ihr Leid. Er lebte, nichts war tot in ihm. Eine Welt hinter der normalen versteckte sich in ihm, und nicht jeder konnte sie sehen.

Die Gelähmte schon. Der Wald ließ sie nie im Stich. Er war schon früher ihr Freund gewesen. Seit der Lähmung hatte sich diese Freundschaft noch mehr verdichtet. Durch die Schärfung der anderen Sinne war sie noch stärker sensibilisiert worden, und so konnte sie mit den Bäumen, den Büschen und den Gräsern auf eine wundersame Weise kommunizieren, denn was da durch deren Äste und Zweige floß, das wußte sie genau. Aber sie hütete sich davor, es anderen zü erzählen, denn geglaubt hätte man ihr nicht. Aber sie kannte eine Person, die den Dingen sicherlich anders und nicht so fremd gegenüberstand.

Das war John Sinclair!

Obwohl zwei Jahre ins Land gegangen waren, hatte sie den Mann einfach nicht vergessen können. Er war wie ein Keil in die Festigkeit ihres Lebens hineingedrungen. Er hatte sich eine Lücke geschaffen und dafür gesorgt, daß er nie vergessen wurde.

Auf der einen Seite fand sie es gut, auf der anderen schlecht. Schlecht deshalb, weil er jemand war, dem sie sich nicht verschließen konnte.

Wenn er sie angeschaut hatte, war es ihr vorgekommen, als hätte er in sie hineingeblickt, um in die Tiefen der Seele zu schauen und ihr Gefühl zu erforschen.

Er war etwas Besonderes. Wie ich, dachte sie und auch daran, daß

zwei besondere Menschen zueinander passen mußten.

In den letzten Tagen war der Gedanke an ihn immer stärker in ihr aufgeflammt. Sie konnte sich einfach nicht davon lösen. Ihr schien es, als wäre er dabei, ihr eine Botschaft zu schicken. Wie jemand, der sich in der Nähe aufhielt, sich aber aus irgendwelchen Gründen nicht zu erkennen gab.

Das war kein Zufall, nein, wirklich nicht. Schicksal. Es mußte Schicksal sein.

Sie hatte auch überlegt, ob sie ihm schreiben oder einmal anrufen sollte, aber ihr Stolz hatte es nicht zugelassen. Außerdem vertraute sie dem Schicksal, denn es hatte dafür gesorgt, daß sich ihre Wege gekreuzt hatten, und es würde sicherlich dafür sorgen, daß dies wieder einmal geschah.

Und so würde sie warten, bis er kam. Und er würde kommen, und er würde sich an sie erinnern, und sie würde sich intensiv um ihn kümmern, denn er war eigentlich ein Mensch, den man nicht mehr so leicht losließ. Ihn konnte sie sich hier an ihrer Seite vorstellen, aber das mußte noch genauer durchdacht werden.

Nicht jetzt. An diesem Abend würde sie zunächst die Umgebung genießen und auch die aus dem Wald dringende Botschaft der alten Götter. Greta saß immer so, daß sie genau auf den Wald schauen konnte. Er kam ihr jedesmal vor wie eine große Bühne. Obwohl sie jede Einzelheit kannte, war er doch etwas anders geworden. Oder er kam ihr immer wieder anders vor. Er schien sich verändert zu haben. Manchmal war er dunkler, dann wieder heller. Auch schien sich in seinen tiefblauen Schatten zwischen den Bäumen etwas zu bewegen. Geheimnisvolle Geister, die aus dem Boden gestiegen waren, um sich ihr zu zeigen.

Es waren die alten Götter. Es war ihr Blut, und genau das sorgte hin und wieder für die ungewöhnliche Farbgebung, die sich in den Lücken zwischen den Bäumen abzeichnete.

Da veränderte sich die Dunkelheit. Da war sie dann nicht mehr so blau oder schwarz, da nahm sie einen violetten Farbton an, der wie ein mächtige Decke den Wald bedeckte, als wollte er Teile einer anderen Welt zeigen. Frisch wehte es aus ihm zu ihr herüber. Sie nahm auch seinen Geruch wahr.

Manchmal dachte Greta daran, daß es das Blut der alten Götter war, das in ihren Adern rann und letztendlich war sie an diesem Punkt angelangt.

Nur durch die Kräfte des Waldes lebte sie, und sie hatten sie auch weiterhin nicht im Stich gelassen. Sie waren die guten Freunde, und Greta begegnete ihnen mit einem großen Respekt, was sich auch darin äußerte, daß sie sich am Abend anders ankleidete. Natürlich half ihr Ginette dabei. Sicherlich wunderte sie sich auch darüber, aber sie

stellte nie eine Frage, was dieses An-und Umkleiden anging. Da war sie vornehm genug, um sich zurückzuhalten, obwohl sie vor Neugierde bestimmt platzte.

Ein rotes Kleid.

Rosenrot…

So war sie genannt worden, und bei diesem Namen fühlte sich Greta Kinny auch wohl.

Sie mochte Märchen. Als Kind schon hatte sie immer wieder in den dicken Büchern gelesen, und das hatte auch nicht aufgehört, als sie dem Kindesalter entwachsen war.

Märchen sind ein Spiegelbild ihrer Zeit. In ihnen steckten die Träume und Sehnsüchte der Epoche, in der sie entstehen. Die meisten stammen aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Die Romantik schlug sich in diesen Geschichten nieder. Träume von guten und bösen Menschen, und die Guten blieben immer die Sieger.

»Und ich bin auch ein Märchen«, flüsterte sie. »Ich habe mir einen Traum erfüllt. Ich bin zu einem Märchen geworden. Es ist einfach wunderbar. Ich lebe als Märchenfigur in der normalen Welt, die aber trotzdem voller Überraschungen steckt.«

Greta fühlte sich so frei und so wunderbar. Die frische Luft wehte ihr entgegen, und Greta öffnete weit den Mund, um sie einzuatmen. Sie wollte der Seele Balsam geben. Es geschah auch, denn jetzt, wo sie allein war und durch niemanden mehr gestört werden konnte, würde das geschehen, was ihr Leben so wunderbar machte und es auch von dem der übrigen Menschen abhob, die sich mit dem gleichen Schicksal herumschlugen wie sie.

Sie blieb unbeweglich auf ihrem Rollstuhl sitzen. Es war keiner dieser modernen Stühle, die durch einen Batteriebetrieb liefen, diesen hier mußte sie noch mit den Händen bewegen, und sie hatte sich im Laufe der letzten beiden Jahre eine gute Technik angewöhnt. Sie konnte mit ihm umgehen wie jemand, der schon seit seiner Kindheit im Rollstuhl saß, aber das war jetzt nicht wichtig, denn sie wußte, daß ihre Zeit kam und sie wieder so werden würde wie früher.

Ihr Herz schlug schneller. Sie hörte die Echos. Sie zuckte auch zusammen. Mit jedem Schlag, den sie so überdeutlich mitbekam, veränderte sich etwas vom Wald her.

Dort lag die Botschaft, die einzig und allein für Greta Kinny bestimmt war.

»Ja«, hauchte sie, »ja, kommt. Ich bitte euch. Kommt! Laßt mich nicht im Stich…«

Greta sprach keinen Namen aus, aber sie wußte genau, daß damit die alten Götter gemeint waren.

Der Wald stand vor ihr wie ein alter Freund. Der Wind spielte mit den Zweigen. Oberhalb, wo das Geäst der Bäume ein regelrechtes

Geflecht bildete, sah sie noch die hellen Flecken des Himmels, in denen sich auch ein blasser, abnehmender Mond abzeichnete.

Auch der Mond war ihr Freund. Ein Stück Natur, ein Teil des unermeßlichen Alls, wie auch die unzähligen Sterne, Sonnen und Galaxien. Alles gehörte zusammen. Alles floß ineinander. Alles stand mit allem in Verbindung. Es war einfach etwas Wunderbares, wenn es nicht durch. Menschenhand zerstört wurde.

Plötzlich stöhnte sie auf.

Greta Kinny hatte einen regelrechten Schub erhalten. Vom Waldrand her hatte er sie erreicht. Sie merkte, wie sich ihr Blut erwärmte. Es wurde nicht heiß, sie schwitzte auch nicht. Es schien sich nur auszudehnen und deshalb so warm durch ihre Adern zu rinnen.

Sie lächelte.

Die Hände umkrampften noch immer die beiden Lehnen, die auch gleichzeitig als Stütze dienten.

Sie stemmte sich ab.

Und Greta stand auf.

Aus ihrem Mund löste sich ein Schrei der Freude!

***

Ich stehe! schoß es ihr durch den Kopf. Himmel, ich habe es wieder einmal geschafft.

Sie kannte dieses Phänomen, aber es dauerte immer wieder eine Weile, bis sie es selbst glaubte. Keine fremde Person kannte ihr Geheimnis, selbst Ginette gegenüber hatte sie geschwiegen, denn das ging einzig und allein nur sie selbst etwas an.

Greta schloß die Augen und legte den Kopf zurück, als wollte sie die Nacht besonders genießen und alles in sich aufsaugen, was sich in der blauen, tintigen Dunkelheit versteckt hielt.

Die junge Frau trug das lange Kleid, das ihrem Namen alle Ehre machte.

Rosenrot - so wollte sie genannt werden, und der Stoff des Kleides schimmerte ebenfalls in einem weichen Rot. Es war heller als menschliches Blut und bestand aus einem besonderen Stoff, der einen leichten Glanz abgab.

Das Kleid wie eine Blüte, deren Kelch unten offen war. Das hatte auch so sein sollen, nur so fühlte sie Greta besonders wohl. Sie hatte die erste Überraschung weggesteckt, senkte wieder den Kopf und schaute auf ihre Füße.

Die Schuhe paßten nicht zum Kleid. Sie waren derb, reichten bis zu den Knöcheln, bestens für Waldwanderungen geeignet. Ginette zog ihr diese Schuhe am Abend immer an. Sie hatte sich natürlich darüber gewundert, auch gefragt, aber so gut wie keine Antworten erhalten, die einleuchtend gewesen wären.

»Ich gehe einfach meinem Gefühl nach«, hatte Greta immer wieder betont. »Ich muß den Eindruck haben, normal gehen zu können. Da kommen mir diese Schuhe gerade recht.«

Das hatte auch Ginette akzeptiert und kaum noch nachgehakt.

Greta schaute auf die Schräge. Über sie rollte sie normalerweise von der Veranda, um hinter das Haus zu gelangen, wo sie ihre Spazierfahrten durchführte, bis zum Waldrand heran, weiter nicht, denn dort wurde der Boden zu uneben.

Diesmal ging sie.

Nicht wie jemand, der nach langem Liegen erst das Laufen lernen muß, nein, sie ging, als wäre sie gelähmt gewesen.

Greta trat bewußt hart auf dem Holz auf, denn sie wollte hören, daß sie ging. Es tat ihr einfach gut, die Echos zu vernehmen, denn nur so wußte sie, daß sie lebte und sich wie jeder gesunde Mensch bewegte. Hinter der Schräge blieb sie für einen Moment stehen. Nach wie vor blickte sie dem Waldrand entgegen, und sie wußte auch, daß sie hineingehen würde, aber sie wollte sich Zeit lassen und erst einmal in der Nähe des Hauses umherwandern.

Ihre Schritte waren normal. Keine Anzeichen von Steifheit. Alles klappte prima. Der Herzschlag hatte sich wieder normalisiert. Sie hätte jetzt leicht das Dorf umrunden und bis zum nächsten Ort gehen können, das aber wollte sie nicht.

Der Wald lockte zu stark, und sie mußte auch hinein, um Kraft zu tanken.

Deshalb drehte sie sich nach einigen Metern des Wegs nach rechts, lief über den kleinen Trampelpfad, den Ginette angelegt hatte, und schritt bald über den weichen Boden hinweg, der nicht sumpfig war, sondern einfach nur weich, als würde sie über irgendwelche Körper hinwegschreiten, die dicht an dicht lagen.

Der Wald und auch der Boden waren nicht tot. Beide steckten voller Leben, voller Kraft, aber sie würde von den meisten Menschen nicht begriffen werden.

Das Unterholz war im Laufe der Zeit nie weggeräumt worden. Es war dicht, es war verfilzt und teilweise verrottet. Niemand betrat den Wald mit einer Säge. Er konnte wachsen und sich ausbreiten und war so im Laufe der Zeit fast zu einem neuen Urwald geworden.

Sein geheimnisvolles Flair wehte ihr jetzt stärker entgegen. Eine tiefe Dunkelheit lag zwischen den Stämmen, die sich kaum voneinander abhoben.

Aber es gab Lücken. Und Greta kannte sie. Alles wußte sie über den Wald, der ihr bester Freund geworden war.

Der Boden wurde nie trocken. Die feuchte Erde blieb, und sie roch nach Fäulnis und Moder. Das Parfüm der alten Götter, so hatte Greta diesen Geruch getauft.

Sie mochte ihn. Sie liebte ihn. Er war für sie der große Kraftspender.

Das Unterholz schien vor ihr zurückzuweichen, als sie es erreicht hatte.

Es stimmte natürlich nicht, denn die einsame Wanderin kannte hier jeden Fußbreit Boden. Sogar im Dunkeln hatte sie genau die Stelle getroffen, die sie durchqueren mußte, um den Wald zu erreichen.

Sie ging wie immer.

Nicht forsch, sondern normal, oder wie jemand, der sich genau auskennt und sich nicht erst ängstlich umzuschauen brauchte. Der dunkle Wald nahm sie auf, in dem es nach Rinde, nach alter Erde und auch nach dem Blut roch, das der Wald gespeichert hielt. Sie duckte sich unter den tiefhängenden Zweigen hinweg, streckte ein paarmal die rechte Hand aus und berührte die Blätter. Dabei kam es ihr vor, als würde sie Haut anfassen, keine Blätter.

Hier gab es nichts Totes. Alles lebte. Jeder Baum, jede Wurzel, auch die Erde.

Der Wald war ein Grab und trotzdem eine sehr lebendige Welt, die man nur richtig sehen mußte.

Ab und zu, an Stellen, die nicht so stark zugewachsen waren, malte das silbrige Mondlicht hellere Inseln auf den Boden. Dort konnte sie ihre Freunde dann besser erkennen. Jeder Baum war ihr so vertraut, als hätte sie ihm einen Namen gegeben. Sie sah die Rinde, die sich so weich anfühlte. Sie entdeckte in den Stämmen seltsame Augen, die sofort wieder verschwanden, wenn sie den Blick zurückgab, sie fühlte die Berührungen an ihrem Körper wie Streicheleinheiten, und die Erde unter ihr war mit dickem Blut aus ferner Vergangenheit gefüllt.

Der Wald liebte sie, und sie liebte ihn. Der Wald war nicht tot. Er hatte ein riesiges Herz, das ebenso schlug wie das eines Menschen, denn sie hörte jeden Schlag.

Oder war es ihr Herz?

Greta ging weiter. Sie war nicht allein. Unzählige Freunde begleiteten sie auf ihrem Weg durch die Finsternis und auch durch das Licht, denn vor ihr entstand wieder das seltsame Phänomen, als sich die Dunkelheit der Nacht veränderte und diesen violetten Schimmer bekam, als wären die Bäume dabei, ihr eigenes Blut abzusondern, um den ureigenen Geruch des Waldes wieder aufzufrischen.

Greta kannte und liebte ihn, denn sie hatte ihn selbst in sich. Sie mochte den bitteren und zugleich leicht süßlichen Geruch.

Seinen Geruch!

Der Atem der alten Götter, das Flair der Bäume und der alten Erde. Sie ging weiter. Manchmal kam sie sich vor wie eine Feder, und sie hätte am liebsten abgehoben, um wie ein Vogel in die Bäume hineinzufliegen, wo sie sich niederließ.

Ihre Seele taute auf. Greta jubelte. Sie fühlte sich wahnsinnig wohl.

Es war der große Teil ihres Lebens, von dem sie immer geträumt hatte. Nur in diesem Wald fühlte sich die Frau eins mit der Natur, und die Lähmung hatte sie vergessen. Sie würde am anderen Morgen wieder zurückkehren, aber das hier war ihr eigentliches Leben, und nicht das, das sie am Tage führte.

Der Boden war zumeist eben. Ab und zu senkte er sich, um kleine Mulden zu formen, aber sie stellten keine Hindernisse dar. Einen bestimmten Ort wollte die Frau erreichen, und sie wußte, daß es bald soweit war. Für sie war es das Zentrum des Waldes, wo sich alles an alten, geheimnisvollen Kräften versammelt hatte, was in der tiefen Vergangenheit entstanden war und hoffentlich nie sterben würde.

Ihr Atem ging normal.

Die Luft war kühl. Sie war feucht und von schweren Gerüchen durchzogen. Der alte Boden atmete aus. Er wollte das, was in ihm steckte, nicht mehr für sich behalten.

Rosenrot atmete ein. Tief und fest. Dieses Wunderbare, für das sie keine Erklärung hatte. Ein Stück Leben aus der Natur. Es hatte die Zeiten überdauert und war stärker als Menschen.

Ich bin nicht mehr Greta. Ich bin jetzt Rosenrot. Das Mädchen aus dem Märchen, das ebenfalls in den Wald geht und sich dort wohl fühlt. Als wären die Gedanken so etwas wie ein Startschuß gewesen, nahm sie plötzlich den schweren Duft der Waldrosen wahr, die genau dort wuchsen, wohin sie gehen mußte.

Ins Zentrum. Ins Herz. Hier lebte die Seele. Hier konnte sie in den fremden Botschaften und Kräften baden und sich dabei wohl wie nie fühlen.

Da vergaß sie alles, den Tag, die Nacht, auch Ginette, ihre Freundin. Da gab es nur den Wald, der ihr schon lange Vater und Mutter ersetzte.

An einem bestimmten Punkt blieb Rosenrot stehen. Sie hatte ihn mit traumwandlerischer Sicherheit gefunden, schaute zu Boden und sah dort die weiche Unterlage aus zahlreichen Rosenblättern, die allein für sie geschaffen worden war.

Der Wind mußte sich auf ihre Seite gestellt haben. Er hatte die Blätter herangeweht und das Bett für sie bereitet. Rosenrot schaute auf den Boden nieder und schüttelte den Kopf. Sie war glücklich, und sie wischte sich dabei über ihre Augen, in denen sich die Tränen gesammelt hatten.

Es war einfach wunderbar, dieses Leben führen zu dürfen, und sie konnte den Kräften des Waldes gar nicht dankbar genug sein.

Einen letzten Blick warf sie in die Runde. Sie suchte nach fremden Einflüssen, ohne jedoch welche zu finden. Das hier war ihre Insel, hier regierten die anderen Kräfte, und alles Menschliche war weit zurückgedrängt worden.

Mit wie einstudiert wirkenden Bewegungen strich Rosenrot ihr Kleid glatt.

Als wollte sie sich für etwas Besonderes vorbereiten. Sie zupfte auch den Ausschnitt zurecht, denn er war etwas verrutscht, so daß sich ihre festen Brüste hervorgewölbt hatten.

Dann Heß sich die Frau nieder.

Sie sank zusammen. Nicht schnell, sondern sehr gemächlich, beinahe zu langsam, aber sie wollte alles genießen. Wie wunderbar weich, angenehm und kühl die Rosenblätter doch waren. Ein herrliches Bett.

Sie hätte nie ein besseres finden können.

Rosenrot legte sich auf den Rücken.

Die Augen standen offen. Sie waren zum Himmel gerichtet. Die Umgebung über sich nahm sie genau wahr. Es war der kleine Ausschnitt aus der riesigen Welt, aber er gehörte ihr, und das war wichtig.

Der blasse Mond, der nicht mal von einer dünnen Schleierwolke verdeckt wurde. Das Astwerk der Bäume. Mal mächtig, dann wieder filigran. Ein Scherenschnitt, wie ihn nur die wunderbare Natur selbst hervorbringen konnte.

Die Arme lagen an ihrem Körper. Die Hände waren so gedreht, daß die Flächen die weichen Blätter der Rosen berührten. Wie eine unsichtbare Decke hatte sich der Duft über sie gelegt. Rosenrot genoß ihn, denn das genau war ihre Welt.

Und sie gab sich ihr hin…

***

Suko und ich waren nach Mahd geflogen und hatten uns in einem kleinen Gasthaus einquartiert. Der nächst größere Ort war Killerney, aber der interessierte uns nicht, denn er schien meilenweit entfernt zu liegen, sogar auf einem anderen Planeten, denn dieses Gasthaus stand sehr einsam. Es wirkte wie eine stabile Hütte, war aus grauen Steinen gebaut, duckte sich in eine kleine Senke hinein, wobei es von einem Garten umschlossen wurde, an dessen Westseite ein mit Gewächsen bestückter Steinwall stand, um die starken Winde abzuschwächen.

Nicht an diesem Tag.

Es war fast windstill, dazu sehr sonnig, und so hatten wir uns nach draußen gesetzt, denn hier sollten wir einen Mann treffen, von dem wir nur den Namen kannten, aber nicht wußten, wie er aussah.

Er hieß Doug Kinny, war Ire, aber er hatte auch für die Briten gearbeitet.

Und das bedeutete auf der einen Seite eine verdammt große Gefahr, denn wenn die IRA herausbekommen hätte, daß sich ein Landsmann auf die andere Seite stellte, war dessen Hinrichtung vorprogrammiert.

Im letzten Jahr hatte sich die Lage etwas entspannt, hatte aber

wieder angezogen. Nur würden wir damit nichts zu tun bekommen, denn es ging um andere Dinge, wie Doug Kinny gemeldet hatte. Um Vorgänge, die er sich nicht erklären konnte, weil sie eben so unheimlich waren.

Viel wußten wir nicht. Aber Kinny mußte schon gute Beziehungen haben, wenn man uns lossschickte, um diesen Rätseln auf den Grund zu gehen.

Zunächst einmal sah ich nur den Grund meines Bierglases, das ich zur Hälfte geleert hatte. Wir saßen auch nicht in der Kneipe, sondern vor ihr, in einem kleinen Garten, unter den Blättern einer Buche, die den größten Teil des Sonnenlichts filterten.

Suko trank Wasser, weil er fahren wollte. Ich löschte den Durst mit Bier und rückte den Stuhl etwas herum, weil mich ein Reflex blendete, der durch das Sonnenlicht auf der Karosserie unseres Leihwagens entstanden war.

Wir hatten uns für einen Jeep entschieden. In dieser Landschaft ein optimales Fahrzeug, da wir mit Straßen rechnen mußten, die den Namen kaum verdienten.

»Wie lange warten wir?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern und streckte zugleich die Beine aus.

»Meinetwegen bis zum Einbruch der Dunkelheit, denn mir gefällt es hier, da bin ich ehrlich.«

»Ja, es ist nicht schlecht.«

»Urlaub.« Ich hob mein Glas und prostete Suko zu, der diese Geste nicht nachvollziehen wollte. »Urlaub? Nein, das glaube ich nicht. Oder hast du erlebt, daß uns Sir James als Job in den Urlaub schickt?«

»Noch nie.«

»Eben.«

»Aber ich sehe es so.«

»Dein Problem, Alter.«

Ich ließ mich nicht verdrießen und nahm noch einen Schluck. Aus dem Haus kam der Besitzer, ein Mann mit Vollbart und kleinen Augen unter der hohen Stirn. Er brachte und eine Platte mit Käse, Tomaten und Brot, da wir etwas gegen den kleinen Hunger bestellt hatten.

»So, das wird euch guttun.« Ich staunte.

Das merkte der Mann und fragte: »Stimmt etwas nicht? Habe ich was falsch gemacht?«

»Nein, nein, auf keinen Fall. Es ist nur so, wissen Sie, wenn das für den kleinen Hunger sein soll, wie sehen dann die Portionen für den großen Hunger aus?« Ich schaute fragend zu ihm hoch, um das Mienenspiel zu beobachten.

»So meinen Sie das!« stieß er erleichtert hervor. »Wir sind eben nicht kleinlich.«

»Das sehe ich. Vielen Dank.«

»Außerdem bin ich auch noch da«, sagte Suko und faßte nach einem Tomatenstück. »Jetzt können Sie mir auch ein Bier bringen.«

»Gut. Und bei Ihnen, Mister?«

Ich kaute schon, deshalb sprach ich nicht, sondern nickte ihm nur zu.

Der Mann ging wieder in sein Haus, und wir ließen es uns schmecken.

Es tat wirklich gut, den Magen zu füllen. Der Käse schmeckte noch wie Käse, und das Brot schmeckte nach Brot und nicht nach billiger Industriepappe, wie man es leider zu oft bekommt.

Das frische Bier tat uns beiden gut. Weitere Gäste kamen nicht. Es mochte auch daran liegen, daß man die Gaststätte erst entdeckte, wenn man schon fast vorüber war. Birken verdeckten die Fassade, und das Haus selbst stand in einer Senke.

Suko vertilgte den letzten Käserest, lehnte sich zurück und schaute mich an.

»Ist was?«

»Nicht direkt, aber ich denke über den Namen des Mannes nach, der gleich hier erscheinen soll.«

»Wieso?«

»Er heißt Doug Kinny, nicht?«

»Stimmt.«

Suko wartete und drehte dabei seinen Bierkrug zwischen den Fingern.

»Und dir ist dabei nichts aufgefallen, John?«

Ich begriff nicht, auf was er hinauswollte. »Nein, was sollte mir denn aufgefallen sein?«

»Nur der Name.«

»Sorry, da hast du wohl meine Intelligenz überschätzt.«

»Nein, nicht die. Eher dein Erinnerungsvermögen, John.«

Ich verstehe noch immer Bahnhof. »Wieso das denn?«

»Dann denk mal zwei Jahre zurück und erinnere dich daran, was beinahe um diese Zeit herum geschehen ist.«

Ich lachte während meiner Antwort. »Da ist eine ganze Menge geschehen, glaube ich.«

»Das stimmt. Aber ich denke an etwas Bestimmtes.« Suko beugte sich vor. »Kinny, John! Sagt dir der Name nichts?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht habe ich zuviel Bier getrunken und deshalb eine Blockade bekommen, aber da bin ich im Moment wirklich überfragt.«

»Dann helfe ich dir auf die Sprünge.«

»Darum bitte ich.«

»Greta Kinny!«

Ich überlegte. Sekunden vergingen, und plötzlich schnappte in meinem Gehirn ein Relais ein. Natürlich, Greta Kinny. Die junge Irin,

die ich damals in der Bank getroffen hatte, wobei wir zusammen in einen Überfall hineingerieten, bei dem sie angeschossen worden war. Ich hatte sie noch im Krankenhaus besucht und auch ihre Lähmung erlebt, die eine der beiden Kugeln hinterlassen hatte.

Suko hatte meinem Gesichtsausdruck entnommen, welche Lampe da aufgeglüht war. »Na, weißt du jetzt Bescheid?«

»Da ist etwas gefallen.«

»Greta Kinny«, sagte er, »und der Mann, den wir treffen wollen, heißt Douglas Kinny.«

Ich verdrehte die Augen, stöhnte auf, winkte ab und sagte dann: »Jetzt holst du aber etwas hervor, das man nur an den Haaren herbeiziehen kann. Klar, ich erinnere mich gut an sie. Ich habe sogar ein schlechtes Gewissen, weil ich mich nicht um sie gekümmert habe, aber das hatte sie auch nicht gewollt. Nur gibt es verdammt viele Kinnys in Irland. Da braucht der eine Name mit dem anderen nichts zu tun haben.«

»Da gebe ich dir recht, aber ich würde es trotzdem im Hinterkopf behalten.«

»Kaum.«

»Wir könnten sie ja besuchen, wenn wir Zeit finden. Würde es dich nicht interessieren, was aus ihr geworden ist?«

»Das schon«, gab ich zu, »aber ich kenne nicht mal ihre Adresse.«

»Wir sind Polizisten. Es würde keine Probleme bereiten, das herauszufinden.«

Ich schlug mir auf den Schenkel. »Nun komm mir doch nicht mit den alten Kamellen, Suko. Das liegt zwei Jahre zurück. Ich habe versucht, mich um sie zu kümmern, aber wir beide haben nichts mehr voneinander gehört. Außerdem hat sie es nicht gewollt.«

»Alles klar. Themenwechsel.«

Ich schielte ihn mißtrauisch an. »Und was kommt jetzt?«

»Läuft nicht die Europameisterschaft?«

»Klar. Seit wann interessierst du dich für Fußball? Ich ärgere mich, daß ich die Spiele kaum sehen kann.«

»Wir können doch darüber reden.«

»Gib es auf, es lohnt nicht.«

»Dann halte ich ein Nickerchen«, sagte Suko, streckte die Beine von sich und schloß die Augen.

Das hätte ich auch gern getan, aber die Worte meines Freundes hatten mich schon aus dem Konzept gebracht, denn die Erinnerung war wieder da und wühlte meine Gedankenwelt auf.

Greta Kinny!

Himmel, sie war wirklich eine außergewöhnliche junge Frau gewesen.

Und wie locker sie das Schicksal der Lähmung getragen hatte. Wobei

mir ihr Verhalten schon aufgestoßen war, denn bei meinem Besucht hatte sie immer davon gesprochen, daß wir uns wiedersehen würden.

Nun waren wir in Irland, nun waren wir auch auf den Namen Kinny gestoßen. Sollte das Schicksal da seinen Kreis schließen?

Unsinn! Es hießen so viele Menschen auf der grünen Insel Kinny. Das mußte nichts zu bedeuten haben.

Ich griff nach dem Glas. Suko hielt die Augen noch immer geschlossen und ließ sich von dem gefilterten Sonnenlicht bescheinen. Meine Hand stoppte auf dem Weg zum Glas. Nein, mir war nichts Neues eingefallen, es war nur etwas hinzugekommen.

Da war er wieder, diese ungewöhnliche Geschmack!

Ich erinnerte mich auch daran, wie ich auf dem Stuhl gesessen und mich zu Greta hinabgebeugt hatte, weil sei mir einen Kuß geben wollte. Erst danach hatte ich den anderen und fremden Geschmack im Mund gespürt, ihn aber vergessen, weil er später nie wieder aufgetaucht war.

Bis zu diesem Zeitpunkt.

Ich trank einen Schluck Gerstensaft.

Nein, damit kriegte ich den bitteren, erdigen Geschmack nicht weg. Er blieb in meinem Mund haften, als wollte er ein Zeichen setzen.

Es berührte mich schon seltsam, denn in den letzten zwei Jahren hatte ich von ihm nichts mitbekommen und nicht einmal an ihn gedacht. Durch Sukos Worte war ein Tor geöffnet worden, und nun hatte sich dieser Geschmack wieder freie Bahn verschafft.

»Na?« fragte Suko. »Was ist los mit dir? Du reagierst nicht eben fröhlich.«

»Das bin ich auch nicht.«

»Ach ja?«

»Der Geschmack ist wieder da.«

Suko richtete sich auf. »Welcher Geschmack denn?«

»Von dem ich dir damals berichtet habe.«

Suko erinnerte sich, denn er grinste. »Ach ja, als du dir den Kuß abholtest.«

»So ähnlich.«

»Das hat doch was zu bedeuten.«

Ich verzog den Mund und saß ansonsten steif auf dem schmalen Holzstuhl. »Sicher«, erwiderte ich nickend und wenig fröhlich, »das hat auch etwas zu bedeuten.«

»Kinny!«

Diesmal wehrte ich mich nicht so vehement. Das heißt, ich sagte überhaupt nichts und dachte nur an Gretas Versprechen, die fest davon überzeugt war, daß wir uns wiedersahen. Ich hatte nun so etwas wie eine Botschaft bekommen und schloß dieses Wiedersehen nicht aus.

Außerdem war ich auf diesen Doug Kinny mehr als gespannt.

»Um wieviel hat sich unser Freund schon verspätet?« fragte Suko nach einem Blick auf die Uhr.

»Keine Ahnung. Es war keine genaue Zeit abgemacht.«

»Ich an deiner Stelle würde ihn fragen, ob er nicht eine Person namens Greta kennt…«

»Richtig. Das werde ich auch bald machen können.« Ich deutete nach rechts, denn hinter einem Busch erschien ein Fahrzeug. Ein flaschengrüner Ford Escort, der dorthin gelenkt wurde, wo auch unser Jeep parkte.

Wir waren gespannt, schauten hin und sahen, wie ein Mann ausstieg, der graues Haar hatte, das ziemlich tief in seinen Nacken reichte. Auf mich machte er den Eindruck eines Naturburschen. Er trug ein kariertes Hemd, Jeans und eine Lederweste. Seine Schuhe waren kleine Stiefel.

Die Augen wurden von einer Sonnenbrille verdeckt. Vom Alter her schätzte ich ihn auf Mitte Fünfzig.

Er kam auf uns zu und blieb vor dem Tisch stehen. Erst dann nahm er die Sonnenbrille ab. Wir schauten hoch in seine Augen. »Sie kommen aus London?« fragte er leise.

Ich nickte. »Dann sind Sie Doug Kinny.«

»Genau der bin ich.«

»Nehmen Sie Platz, bitte.«

Kinny setzte sich auf den freien Stuhl, schaute uns an, runzelte die Stirn und sagte: »Ich will mich nicht lange mit einer Vorrede aufhalten. Aber können Sie sich vorstellen, daß es schreiende Bäume gibt…?«

***

»Schreiende Bäume?« fragte Suko, nachdem wir die erste Überraschung verdaut hatten.

»Ja, Sie haben richtig gehört.«

»Es ist schlecht vorstellbar«, erklärte ich, »obwohl mir blutenden Bäume schon in Germany begegnet sind.«

»Aber dieser hier hat geschrien, als wir ihn ansägten. Ja, er hat geschrien.«

»Das war nicht die Säge?« fragte Suko.

Dafür bekam er einen Blick zugeschickt, als wollte ihn Kinny einen Kopf kürzer machen. Er hielt sich zurück, auch mit einer Antwort, denn der Wirt erkundigte sich nach seinen Wünschen.

»Bringen Sie mir auch ein Bier.«

»Sofort.«

»Ein schreiender Baum«, sagte er, »und ich kann mir vorstellen, daß er nicht der einzige ist.«

»Denken Sie da an einen Wald?«
»So ähnlich, Mr. Sinclair.«
Ich war auch leicht überfragt und schlug deshalb vor, daß er von vorn anfangen sollte.
Kinny war einverstanden. Erst als er den Schluck Bier getrunken hatte, fing er an zu reden. Er sprach leise und schnell, wie jemand, der sich davor fürchtete, gehört zu werden. Wir erfuhren, daß er für den britischen Geheimdienst arbeitete und für ihn die Augen offenhielt. Er trieb sich überall auf der Insel herum, und er hatte für einen Bekannten ein Grundstück für ein kleines Wochenendhaus suchen sollen. Der Platz wurde auch gefunden, aber es sollten noch zwei Bäume gefällt werden.
»Dann passiert es. Als die Männer den ersten umsägen wollten, fing er an zu schreien.« Kinny verzog das Gesicht. »Richtig laut und schrill. Das hatte mit unserer Säge nichts zu tun.«
»Sie sagten unserer Säge. Waren Sie dabei?«
»Ja, Suko.«
»Haben Sie weitergemacht?«
»Zuerst nicht, dann schon.« Er kriegte eine Gänsehaut. »Die Schreie verhallten nicht, doch wir fällten auch den zweiten Baum. Er starb. Ja, er starb.« Kinny nickte. »Er starb beinahe so wie ein Mensch, denn aus seinem Stamm und aus dem Geäst tropfte eine dicke Flüssigkeit hervor, die kein Blut war, mir aber so vorkam.«
»Haben Sie die Flüssigkeit untersuchen lassen?« fragte ich ihn. »Nein.«
»Was taten Sie dann?«
»Nicht viel. Wir haben auch nicht die Polizei eingeschaltet. Die Holzfäller sind geflohen. Sie werden schon aus Angst den Mund halten, aber ich bin nicht weggelaufen, denn ich wollte mehr wissen. Am anderen Tag ging ich noch einmal zurück. Der Baum lag auf dem Boden, alles war normal, bis auf eine Kleinigkeit. Er hatte keine Blätter mehr. Er war kahl, und auch seine Rinde war verschwunden. So kam er mir immer mehr vor wie ein menschliches Wesen, das wir getötet hatten. Ob sie es nun glauben oder nicht, so sehe ich es. Ich bin ein verflucht harter Knochen, und ich habe mich in meinem Leben wirklich durchschlagen müssen, aber so etwas ist mir noch nie vorgekommen. Allerdings wollte ich die Sache auch nicht auf sich ruhen lassen und habe mich mit meiner Dienststelle in Verbindung gesetzt, dort alles erklärt und darauf gehofft, daß man reagiert. Das scheint ja nun der Fall zu sein, sonst säßen Sie nicht hier.«
»Sehr richtig.«
Kinny schaute mich an und wischte sich dabei den Schweiß aus dem Gesicht. »Ich jedenfalls finde keine Erklärung für dieses Phänomen. Bäume, die wie Menschen schreien, das ist doch unfaßbar! Und einen

Tag später war dieser gefällte Baum sogar verwest. Es ist ein Phänomen, ein Rätsel, und ich bin froh, daß man mich nicht ausgelacht hat, das können Sie mir glauben.«

»Wir werden uns die Sache anschauen«, sagte Suko.

»Das hoffe ich sehr. Und ich wäre auch an einer Erklärung interessiert, wie Sie sich denken können.«

»Wir tun da unser Bestes.«

Doug Kinny entschuldigte sich, weil er zur Toilette mußte. Es war gut, daß wir allein reden konnten, und Suko meinte: »Wenn wir schon von einer Erklärung sprechen, dann fällt mir eigentlich nur der Name Mandragoro ein.«

»Das hast du auf den Punkt gebracht.«

»Schon wieder. Hatten wir das nicht vor kurzem, als wir auf den komischen Geomantologen trafen?«

»Vergiß ihn.«

»Aber nicht Mandragoro.«

»Nein, Suko. Und ich werde auch nicht den ungewöhnlichen Geschmack in meinem Mund vergessen.«

»Dann frage Kinny vor allen Dingen nach Greta.«

Ich nickte, trank Bier und schaute Kinny zu, der zurückkam und sogar erleichtert aussah. »So, was ist nötig gewesen. Ich würde jetzt sagen, daß wir losfahren und uns die Bäume mal ansehen. Wir werden ungefähr eine Stunde unterwegs sein. Die Gegend ist einsam. Sie können sich ja hier mit Proviant eindecken.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte ich und schaute ihn direkt an. »Ich habe noch eine Frage, Mr. Kinny.«

»Bitte.«

»Kennen Sie Greta? Greta Kinny, die sich auch Rosenrot nennt?«

Ein Schlag mit dem Hammer hätte den Mann nicht stärker erwischen können als diese Frage. Sein Gesicht wurde bleich. Die Augen wirkten starr, denn er trug nicht mehr die dunkle Brille. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn, und es dauerte eine Weile, bis er den Namen flüsternd wiederholen konnte und danach ebenso leise fragte: »Woher kennen Sie Greta?«

»Aus London.«

Er nickte. »Ja, sie war da. Es liegt zwei Jahre zurück.«

»Sie sind gut informiert.«

»Das muß man ja wohl, wenn es dabei um die eigene Tochter geht, Mr. Sinclair…«

***

Jetzt staunten Suko und ich, denn daran hatten wir beide nicht gedacht.

Suko fing sich eher als ich und fragte: »Ihre Tochter?«

»Ja, meine Tochter. Haben Sie das nicht gewußt?«
»Nein, das haben wir nicht.«
»Es ist aber so.« Er atmete tief ein. »Nur würde mich interessieren, woher Sie das wissen. Es ist geheim, denn ich habe aus guten Gründen die Verbindung zu Greta abgebrochen und das Kind in ein Internat gegeben. Ich wollte sein Leben nicht riskieren.«
»Warum?«
»Meine Frau wurde getötet. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, wer dafür verantwortlich war. Vor diesem Zeitpunkt an haßte ich die IRA und beschloß, sie mit meinen Mitteln zu bekämpfen. Ich ging in den Untergrund, aber ich arbeitete tatsächlich für die Regierung. Ich habe Greta auch Geld hinterlassen, damit sie ein normales Leben führen kann. Ich weiß bis jetzt nicht, ob ich mich irgendwann wieder bei ihr blicken lassen soll oder nicht.«
»Das müssen Sie wissen«, sagte ich. »Aber wissen Sie denn, was mit ihr passiert ist?«
Er senkte den Kopf. »Sie ist gelähmt. Das hörte ich. Bei einem Banküberfall wurde sie angeschossen.«
»Genau.«
»Sie sind gut informiert, Mr. Sinclair.«
»Ich war ja dabei.«
Kinny verzog das Gesicht. Sein Mund zuckte. Er schwitzte noch stärker.
»Sie haben - Sie waren…«
»Es war Zufall, und ich habe sie leider nicht retten können«, erklärte ich.
»Und ich war zu feige, um ihr im Krankenhaus einen Besuch abzustatten. Ich habe sie allein gelassen.« Er hob die Schultern. »Sie werden es kaum glauben, aber mich quält mein Gewissen schon. Vielleicht ist noch nicht alles zu spät.«
»Lebt Ihre Tochter in der Nähe?«
»Von hier aus, meinen Sie?«
»Ja.«
»Sehr weit ist es nicht. Ich kenne das Haus, denn ich habe heimlich einmal nachgeschaut. Nur habe ich mich ihr nicht gezeigt. Wie sie jetzt genau zurechtkommt, kann ich nicht sagen. Da müßten wir sie selbst fragen, aber wir haben andere Probleme.«
Da hatte er recht. Ich allerdings konnte mir vorstellen, daß diese Probleme, so verschieden sie auch waren, irgendwo miteinander verbunden waren. Darüber wollte ich mit Kinny nicht sprechen. Es war besser, wenn er unvorbelastet blieb.
»Ihre Tochter ist übrigens eine sehr nette, junge Frau«, sagte ich noch.
Doug Kinny lächelte verlegen. »Ja, sie gleicht ihrer Mutter sehr. Es

war eine Bombe«, flüsterte er dann. »Eine verdammte Bombe, die ihrem Leben brutal ein Ende setzte. Dabei hat sie mit diesen Auseinandersetzungen nichts zu tun gehabt. Sie war nur am falschen Ort. In einem Geschäft, wo sie etwas für mich kaufen wollte. Ein kleines Geschenk.« Er sprach kratzig und abgehackt, und wir erkannten, daß ihn die Erinnerung noch immer aufwühlte. Dann stand er ruckartig auf.

»Kommen Sie, meine Herren, wir haben unsere eigenen Probleme.«

»Zahlen dürfen wir doch?« fragte Suko.

»Pardon, ja, muß ich auch.«

»Das übernehmen wir.« Suko ging auf den Wirt zu, der in der offenen Tür stand.

Neben mir schritt Doug Kinny her. »Ich bin so leicht nicht aus der Fassung zu bringen«, gab er zu. »Aber Sie, Mr. Sinclair, haben es durch die Erwähnung meiner Tochter geschafft.«

»Tut mir leid, Mr. Kinny. Ich wußte nicht, daß zwischen den Namen ein Zusammenhang besteht, denn Kinnys gibt es auf der Insel wie Sand am Meer.«

»Richtig.« Er blieb stehen und setzte wieder seine Sonnenbrille auf.

»War es tatsächlich ein Zufall?«

»Denken Sie denn anders darüber?«

»Ich weiß es nicht, Mr. Sinclair. Manchmal muß man das Wort Schicksal statt dessen einsetzen.«

»Da widerspreche ich nicht. Wir alle leben in einem gewissen Schicksalskreis, in dem sogar schreiende Bäume vorkommen.«

»Danke, daß Sie mir glauben.«

»Sonst wären wir nicht gekommen.«

Er öffnete die Tür seines Autos und stieg ein. Auch Suko war inzwischen eingetroffen. »Fahr du«, sagte ich zu ihm.

»Geht klar.« Er hatte mein verschlossen wirkendes Gesicht gesehen, aber er konnte nicht wissen, was ich roch und schmeckte.

Es war diese seltsame Bitternis. Der Geschmack war, das mußte ich zugeben, sogar intensiver geworden…

***

Auf Rosen gebettet! Himmel, ich bin auf Rosen gebettet. Und nicht nur im Traum, sondern in der Wirklichkeit. Ich liege hier und werde vom Licht des Mondes beschienen. Es ist alles so einfach und so wundervoll. Ich muß mich ganz hingeben.

Es war ein Gefühl, wie Greta es nur selten empfunden hatte. Gerade diese Nacht mußte eine besondere sein, denn der Wald hatte sich ihr noch weiter geöffnet als sonst.

Die Augen hielt sie weiterhin offen und schaute zum Himmel, der wegen des fahlen Mondlichts nicht so finster war. Der Erdtrabant

hatte eine helle Insel geschaffen. In diese Aura hinein glitten dünne Wolkenschleier, so daß am Himmel ein helles Gebilde entstanden war.

Der leichte Wind bewegte es zur Seite, die Äste der Bäume reckten sich ihm entgegen, als wollten sie danach greifen, und doch war es unendlich weit entfernt.

Aber der Mond verfügte über große Kräfte. Greta glaubte daran. Sie wußte, daß die Gezeiten, Ebbe und Flut, auf sein Konto gingen, und hier im Wald drang sein Licht tief in den Boden ein, wo es sich mit dem verband, das seit langen Zeiten dort lebte und auch lauerte.

Der Wald schlief nicht.

Nichts schlief.

Selbst unter ihr vernahm sie ungewöhnliche Laute. Mal ein Knurren, dann ein Winseln, dazwischen ein leises Rascheln, das vom Laub verursacht wurde.

Und sie spürte den anderen Geruch. Die Bitternis und gleichzeitig die Süße, die sich miteinander mischten. Beides war für Greta wichtig, denn dieser Geruch ließ sich auch aus ihr nicht mehr vertreiben. Sie kannte ihn seit Jahren, und er hatte sie auch zu einem Wesen des Waldes gemacht. Obwohl sie nicht zwischen den Bäumen hier lebte, fühlte sie sich ihnen doch zugehörig.

Sie war zu einem Kind der Natur geworden. Obwohl von einer menschlichen Mutter geboren, hätte sie auch ein Baumpaar als ihre Eltern akzeptiert.

Ihr wurde wieder warm, obgleich die Blütenblätter sie kühlten. Etwas drang in ihren Körper, das bisher tief in der Erde gelegen und sich dort versteckt hatte.

Es war die Botschaft.

Es war die Wärme, und es waren die Ströme, die ihr dabei halfen, jeden Abend den Rollstuhl zu verlassen und sich so zu bewegen wie ein gesunder Mensch.

Die Kraft des Waldes hatte alles andere überwunden. Sie konnte und mußte sich voll und ganz auf sie verlassen, denn diese Kräfte wollten nur Gutes.

Im Liegen drehte sie den Kopf. Ein geheimnisvolles Wispern hatte sie erreicht. Greta schaute sich angestrengt um. Ihre Augen fingen an zu schmerzen. Sie sah die unteren Hälften der oft dicken Baumstämme und erkannte dort auch die Veränderungen. An gewissen Stellen löste sich die Rinde. Sie sah Augen, Münder, Nasen. Sie wurde beobachtet! Und sie rührte sich nicht.

Ihr Herz schlug schnell.

Hart pochten die Echos gegen die Rippen.

Der Boden vibrierte, als wäre dicht unter der Oberfläche etwas zusammengestoßen, das nicht lange im Dunkeln hatte bleiben wollen und sich nun den Weg in die Freiheit bahnte.

Rosenrot wandte den Blick nicht ab. Es war ihr nicht möglich. Ein innerer Zwang war da.

Dann brach der Boden auf. Dabei entstand ein dumpfes Geräusch, als hätte jemand auf Gummi geschlagen. Was sich bisher versteckt gehalten hatte, drängte nun an die Oberfläche. Ein schleimiger Klumpen, der dunkel schimmerte, zuckte, pulsierte.

Das Herz eines Menschen!

Greta kannte es bisher nur von Bildern her, aber sie wußte sofort Bescheid. Es war ein menschliches Herz, das noch schlug, sich zuckend an ihrer rechten Seite bewegte und dabei sogar ein Stück über den Waldboden hinwegglitt.

Es rutschte auf sie zu. Greta wollte es nicht. Ihr Arm bewegte sich von allein. Sie hob die Hand an, die für einen Moment wie eine Klaue über der feuchten, zuckenden Masse schwebte.

Dann fiel die Hand nach unten.

Ihre Finger stachen in das feuchte Etwas hinein. Wie in einen Schwamm, der mit Blut oder einer ähnlichen Flüssigkeit gefüllt war. Sehr deutlich fühlte sie den Muskel. Er kam ihr vor wie ein Uhrwerk, das einfach nicht aufhören wollte zu schlagen.

Die Frau konzentrierte sich einzig und allein auf das zuckende Herz.

Seine Schläge hielten den selben Rhythmus ein wie ihr Herz. Ein wunderbarer Gleichklang. Sie hoffte, daß er nicht gestört wurde. Es passierte schneller, als sie es befürchtet hatte, denn plötzlich begann der andere Herzschlag zu schlagen.

»Nein, nein - nicht…«

Schluß - Stillstand!

Kein Zucken mehr, kein Schlagen. Ihre Hand lag einzig und allein auf einem feuchten, blutigen und auch unbeweglichen Klumpen. Alles andere war nicht mehr zu spüren.

Die große Not ging vorbei, denn ihr Herz schlug weiter. Möglicherweise ein wenig schneller, was an der Aufregung liegen konnte.

Es kostete schon Mühe, die rechte Hand wieder anzuheben und sie aus der Masse hervorzuziehen. Dann brachte sie die nach unten zeigenden Finger in ihr Sichtfeld. Sie waren verschmiert.

Greta blieb liegen. Sie wollte nicht denken. Sie wollte nur genießen und sich einfach fallen lassen. Hinein in dieses Wunder der Natur, wo das Tote und das Lebendige so dicht beisammen lagen und sich keiner um das andere störte.

Das Atmen drang schwer über ihre Lippen. Es hörte sich nicht schlimm an, sie war kein Feind. Sie war ein Freund unter Freunden, denn die Kräfte des märchenhaften Waldes hatten ihr dabei geholfen, das Leben zu meistern wie eine Gesunde.

Die alten Bäume umstanden sie wie Wächter, die das Wissen der Zeit

gespeichert hatten. Sie waren verzaubert, sie waren wunderbare Beschützer.

Gedanken schössen ihr durch den Kopf, die schon etwas Märchenhaftes iiatten. Sie war wie das arme Mädchen, das nichts besaß außer einem Hemd am Leib. Das dann in den Wald ging, zum Nachthimmel schaute, die Sterne sah, die mit ihren blanken Augen die Not des Kindes erkannten, vom Himmel fielen und zu kleinen Goldtalern wurden, die das Mädchen mit seinem Kleid auffing.

Auch ihr wurde geholfen oder war geholfen worden, auch wenn sie in das blutige Herz gefaßt hatte. Die Feuchtigkeit auf der Hand war allmählich trocken geworden. Trotzdem wischte sie über die Rosenblätter hinweg. Ein paar von ihnen blieben kleben, aber Greta wollte ihren Duft weiterhin einatmen.

Er paßte zu ihrem Namen.

Sie richtete sich langsam auf. Die Bäume bewegten sich nicht. Der Wind fuhr durch die Lücken. Er spielte mit den Blättern. Er drehte sie. Trotz der Dunkelheit blinkten sie auf wie wertvolle Taler.

Rosenrot blieb sitzen. Auf ihrem Gesicht lag ein schon beinahe überirdisches Strahlen. Es war der Ausdruck der inneren Freude, der sich auch außen bemerkbar machte.

An ihrem Kleid klebten Blätter. Sie ließ sie daran hängen. Dann stand sie auf. Wie lange sie auf dem Boden gelegen hatte, das wußte sie nicht. Es war auch nicht schlimm. Was brachte es schon, wenn sie über eine Zeit nachdachte?

Mit kleinen Schritten ging sie auf einen der Bäume zu. Vor ihm blieb sie stehen wie jemand, der überlegt. Dann breitete sie die Arme aus und umschlang den Stamm wie eine Frau ihren Geliebten. So ähnlich kam ihr der Baum auch vor.

Ob sie in einen Wachtraum verfiel oder nicht, das konnte sie nicht sagen, denn sie hatte den Eindruck, als würde sich der Baum bewegen. Sich nach vorn wiegen, wieder zurückdrängen, sich dabei drehen und um ihren Körper schlingen.

Aus kurzer Distanz betrachtete sie die Rinde, die ihr vorkam wie eine Haut. Sie bewegte sich - und riß. Zwei Augen entstanden, deren Blicke ihr Innerstes erreichten, sich schnell wieder zurückzogen, und auch Greta ließ den Baum los.

Sie hatte sich verändert. Etwas war anders an ihr. Im Gegenlicht des Mondes trat sie aus dem Schatten des Baumes hervor. Etwas klebte auf den Innenseiten ihrer Arme. Als sie hinschaute, sah sie die dunkle, dicke Flüssigkeit, die sich dort ausgebreitet hatte und auch haften blieb. Der Geruch drang in ihre Nase; Er war ihr nicht unangenehm, auch nicht fremd, denn sie kannte schon seit Jahren. Nur hatte er sich in dieser Nacht verstärkt. Er war intensiv wie selten geworden und schien das Innere ihres Körpers von den Füßen bis hin zur Stirn zu

erfüllen.

Es war Platz genug vorhanden. Sie konnte sich bewegen, und Greta trat ein paar Schritte zurück, ohne zu stoppen, denn die letzte Bewegung ging in eine tanzende über. Sie drehte sich auf der Stelle. Ihr Kopf war voll mit anderen, fremden und trotzdem irgendwo vertrauten Gedanken.

Plötzlich war sie kein Fremdkörper mehr, sondern ein Teil des Waldes, der sie angenommen hatte.

Endlich! Endlich!

Sie lebte zwei Leben. Der Wald und die Nacht würden zu ihren besonderen Freunden werden, denn als Rosenrot konnte sie laufen, gehen, springen und tanzen. Das war die eine, die wunderbare Seite.

Der Tag interessierte sie nicht mehr. Er war so anders, er war so normal.

Und die Normalität wollte sie einfach vergessen. Das erste Leben mußte zurückgedrängt werden.

Greta Kinny blickte sich um. Dunkel waren die Bäume, der Himmel und der weiche Boden. Auch er zählte zu ihren Freunden. Er war nicht tot.

Etwas lebte in ihm. Es pochte, es klopfte. Ein riesiges Herz, das die im Erdboden verborgenen Blutströme in all die zahlreichen Adern legte, die die Tiefe durchzogen.

Nichts war tot.

Alles lebte.

Jeder Baum, jeder Strauch, jedes Blatt. Und sie gehörte dazu.

»Mein Blutwald«, flüsterte sie. »Es ist mein Blutwald.«

Tanzen, Lachen. Das Stampfen der Füße auf dem weichen Boden. Die Umarmung mit der Natur, die nicht mehr fremd für sie war. Das Wunder erleben und eins mit ihm sein.

Die folgende Nacht würde kommen. Zuvor mußte sie noch den Tag überstehen. Es machte ihr nichts aus. Sie würde in den Rollstuhl zurückkehren und sich einzig und allein auf die Dunkelheit vorbereiten.

Sie konnte regenerieren und…

Eine Säge jagte brutal durch ihren Kopf und störte die optimistischen Gedanken.

In der Bewegung stoppte sie, die Arme erhoben, die Hände um einen tiefer hängenden Zweig geklammert, der durch die Berührung leicht wippte.

Gretas Gesicht verlor alle Fröhlichkeit. Auf ihrer Haut und in ihrem Innern brannte es. Die Lippen glühten, die Störung war nach wie vor da. Sie löste die Hände vom Zweig und lauschte.

Hören konnte sie nichts, nur fühlen. Da glich sie ebenfalls der sie umgebenden Natur. Greta war sehr sensibel geworden. Sie tastete sich

gefühlsmäßig weiter, kam sich allerdings vor, als müßte sie noch durch gedankliche Schlammwelt waten.

Etwas war da.

Etwas Fremdes.

Etwas, das nicht in diesen Wald und in ihre heile Welt hineingehörte. Sie wußte es. Sie ärgerte sich. Ihre Zone durfte niemand betreten, der nicht dazugehörte oder von ihr die Erlaubnis dazu erhalten hatte.

Wenn er es trotzdem tat, dann hatte er die Folgen zu tragen. Der Wald würde ihn nicht annehmen. Er würde sich gegen den Eindringling stellen.

Wenn es sein mußte, würde er ihn auch vernichten…

***

Perry Cameron war ein Mann, der es gelernt hatte, die Sicherheit an die erste Stelle zu setzen. Aus diesem Grunde verzichtete er auch auf ein elektronisches Notebook und verließ sich auf den guten alten Notizkalender, denn der konnte nicht »abstürzen«.

Der Ort, an dem er stand, lag nicht mehr weit von seinem eigentlichen Ziel entfernt. Er wußte es, auch wenn er den exakten Standort noch nicht kannte.

Aber das machte ihm nichts aus. Es gab andere Dinge, die wichtiger waren.

Dunkelheit schützte ihn und seinen schwarzen Volvo 440. Er war von der schmalen Straße abgefahren und einen holprigen Weg bis zu seinem Ende gefolgt, wo er sich jetzt aufhielt. Im Licht der Innenbeleuchtung hatte er das schlichte Notizbuch aufgeblättert und schaute sich eine Reihe von Seiten an, die mit Informationen gespickt worden waren.

Es ging um Doug Kinny!

Er war der Gejagte. Das zweibeinige Wild, das Perry Cameron hetzen und in die Enge treiben würde. Dann mußte er sterben, denn so war es beschlossen, und die IRA hatte einen ihrer besten geschickt, eben Perry Cameron.

Man sprach zwar vom Frieden, es wurde auch nicht mehr soviel gebombt wie früher, aber gewisse Dinge mußten trotzdem aufgearbeitet werden. Dazu gehörte Kinny.

Er war jemand, der alle an der Nase herumgeführt hatte. Zumindest für ein paar Jahre. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und diesmal war der Krug gebrochen. Cameron wollte die Scherben aufsammeln, um sie endgültig zu zertrümmern. Zwischen den Sitzen versteckt lag seine »Braut«, eine mörderische Pump Gun, dieses Schrotgewehr, das Menschen aus kurzer Distanz in Stücke schießt.

Cameron ging damit um wie ein Ober mit dem Geschirr, wenn er

einen Tisch zu decken hatte. Souverän.

Am Körper trug er noch eine 38er Magnum. Ebenfalls ein Hammer. Zwei Waffen, die zur Hinrichtung reichten.

Perry Cameron war ein Mann mit dunklen Haaren, durch die sich erste Silberfäden schoben. Er trug Jeans, eine normale Jacke und einen hellgrauen, dünnen Sommerpullover.

In seinem Gesicht fiel kaum etwas auf, abgesehen von den etwas zu großen Ohren. Und so hatte er den Spitznamen Hase bekommen, wobei der Begriff Raubtier eher gestimmt hätte.

Er blätterte. Die Scheibe an der Fahrerseite hatte er nach unten gekurbelt.

Die frische Luft des Abends drang in den Wagen und umschmeichelte ihn.

Er liebte diesen Geruch. Er mochte sein Land, denn diesen Duft gab es für ihn nur auf der grünen Insel, die er gegen alle Angriffe verteidigen wollte.

Doug Kinny! Dieser Name hatte ihn beschäftigt und beschäftigte ihn auch noch weiterhin. Aber er war in der letzten Zeit von einem anderen abgelöst worden. Und zwar vom Namen einer Frau, die ebenfalls Kinny hieß. Nur lautete ihr Vorname Greta, und sie war die Tochter des Hundesohns und Verräters.

Aber sie war auch der Weg, um endlich an Kinny heranzukommen. Es hatte Cameron viel Zeit gekostet, nur aber war es geschafft. Die nahe Zukunft lag wie eine glänzende Straße vor ihm. Er würde es schaffen. Er würde sich durchsetzen, daran gab es nichts zu rütteln.

Doug Kinny hatte seine Tochter gut versteckt, aber nicht gut genug, denn durch seine akribischen Nachforschungen hatte Perry herausgefunden, wohin er mußte.

Sie lebte einsam. In einem Haus am Wald. Zudem allein, und sie saß in einem Rollstuhl. Leichter ging es wirklich nicht. Er wollte trotzdem nicht am Tage erscheinen, denn da wurde Greta von einer Freundin betreut.

Einer jungen Frau aus dem Nachbarort. In der Nacht aber war die Gelähmte allein im Haus.

Sehr gut, dachte Cameron und grinste. Er verstaute sein Notizbuch im Handschuhfach und ließ seinen Plan noch einmal in kurzen Sätzen durch den Kopf gehen.

Hinfahren. Durch den Wald kommen. Sich heranschleichen und dann blitzschnell zupacken. Er würde aus dieser Frau herausquetschen, wo sich ihr Vater aufhielt. Wenn sie ihm alles gesagt hatte, dann wollte er sie auf die lange Reise schicken. Mit den Kinnys mußte einfach aufgeräumt werden, auch wenn nur der Vater, seiner Meinung nach, Dreck am Stecken hatte.

Verräter waren verhaßt. Und wen sie einmal zum Verräter

abgestempelt hatten, für den gab es kein Zurück mehr. Auch die Motive des anderen wurden nicht anerkannt. In diesem blutigen Spiel mußte man sich entscheiden. Man konnte nicht auf zwei Hochzeiten gleichzeitig tanzen.

Perry Cameron startete. Auf die Karte brauchte er nicht zu schauen. Er kannte seine Heimat. Bei seinen Einsätzen hatte er sie oft genug in alle Richtung durchfahren müssen.

Die Nacht gehörte ihm. Er kannte das. Einsamkeit. Finsternis. Eine wilde Landschaft. Gestirne, die hoch am Himmel standen, und ihr Licht funkeln ließen. Sie beschienen leere Straßen, die sich hinein in die Einsamkeit wanden, ähnlich wie Riesenschlangen, die auf dem Boden lagen.

Er war allein mit sich und den Melodien, die aus dem Radio drangen.

Eine weiche Musik, etwas romantisch, gesungen von einer einheimischen Sängerin, die alle Sehnsüchte der Menschen kannte und sie in eine getragene und sehnsuchtsvolle Melodie hineingepackt hatte.

Diese Nacht im Juni war zu schön, um überhaupt nur an Mord zu denken, doch das tat der Killer. Er überlegte, wie er vorgehen sollte. Die Pump Gun wollte er im Wagen lassen. Statt dessen wollte er den Revolver mitnehmen. Die junge Frau war gelähmt und wohnte allein, da brauchte er keine Hindernisse aus dem Weg zu räumen.

Der Wagen schaukelte über die schmale Fahrbahn hinweg. Das Meer war nicht zu sehen, er befand sich dafür zu tief im Landesinnern. Für einige Minuten folgte er einem schmalen Flußlauf, dessen Wasser glitzerte. Wenig später mußte er den Fluß auf einer alten Steinbrücke überqueren. Und damit war er in die unmittelbare Nähe seines Ziels gelangt.

Von nun an änderte sich Camerons Haltung. Sie wurde plötzlich gespannter. Alles Lockere war verschwunden. Er selbst kam sich hinter dem Lenkrad vor wie ein Läufer am Start. Er würde seinen Wagen verstecken und durch den Wald gehen.

Eine dunkle Fläche entdeckte er, die sich inselhaft von der übrigen Umgebung abhob. Sie sah aus wie aufgebläht.

Perry Cameron, der Killer, mußte den Weg verlassen. Der Volvo fand seinen Weg quer durch die Natur. Er schaukelte auf dem unebenen Boden. Manchmal mußte Cameron irgendwelchen Steinen ausweichen.

Er umkurvte die Hindernisse geschickt.

Er wußte, daß er wegen der Scheinwerfer gut zu sehen war.

Ausschalten konnte er sie nicht. Es wäre unmöglich gewesen, auf diesem »Weg« durch die Dunkelheit zu fahren.

Er stoppte, als der Waldrand zum Greifen nahe vor ihm lag.

Wie ein Tier sah er aus. Wie ein großes, schlafendes Tier. Düster, in

sich gekehrt. Rätselhaft und geheimnisvoll. Als würden sich gerade in ihm all die Legenden erfüllen, von denen in vielen Balladen und Gedichten geschrieben worden war. Nur äußerlich ruhig. Im Innern aber voller Leben. Gefährlich und unheimlich.

Selbst Cameron rann ein Schauer über den Rücken. Er war ausgestiegen und schaute zum Waldrand. Die Gedanken gefielen ihm nicht, die ließen bei ihm sogar feuchte Hände zurück, aber er konnte nichts dagegen tun. Seine Aufgabe lag auf der Hand. Er mußte und wollte sie zu einem Ende bringen.

Bevor er damit anfing, diesen Plan in die Tat umzusetzen, schloß er den Volvo ab und schaute sich noch einmal um. Dabei vergegenwärtigte er sich, wo das Haus der Kinnys stand und wie er am besten dorthin kam.

Wenn er den Wald an einer bestimmten Stelle durchquerte, mußte es einfach klappen.

Es war nicht einfach für ihn, das zähe Unterholz zu durchbrechen. Es zerrte an ihm, und Cameron kam es vor, als wollte es ihn zurückhalten.

Er fluchte. Hinter ihm blieb die Helligkeit zurück, als er den natürlichen Sperrgürtel überwunden hatte.

Der Wald hatte ihn verschluckt.

Und plötzlich bekam der Killer Angst!

***

Perry Cameron wußte selbst nicht, warum und weshalb dieses Gefühl so plötzlich in ihm hochgeschossen war. Er merkte nur, wie er innerlich verkrampfte.

Etwas schien mit seinem Nervensystem nicht in Ordnung zu sein, auch rang er nach Luft. Die war anders geworden. Schwerer, auch kühler und feuchter. Sie schien sich zwischen den Bäumen auszubreiten wie feuchte Tücher. Zugleich war sie voller Leben, und sie drückte gegen seine Ohren.

Cameron fühlte sich alles andere als wohl. Die Dunkelheit paßte ihm nicht mehr. Sie war so tief, so anders als normal. Etwas hielt sich darin versteckt. Er fühlte sich umzingelt. Zu sehen war nichts, als er sich auf der Stelle drehte und dabei spürte, wie seine Hacken in dem weichen Boden versanken. So weich hatte er selten einen Waldboden erlebt. Der war anders als sonst. Lebte er?

Cameron schnüffelte.

Ein schwerer Duft umgab ihn. Erklären konnte er ihn sich nicht. Es roch alt, nach Fäulnis und Moder. Nach alten Bäumen, nach Rinden, auf denen dicker Schimmel lag. Die Äste über ihm glichen alten Armen, die nach ihm zu greifen schienen.

Der Killer ging die ersten Schritte. Etwas strich durch sein Gesicht.

Bei der Berührung schauderte erzusammen. Es waren keine Hände, die ihn gestreichelt hatten, sondern weiche Spinnweben. Völlig natürlich. In diesem Fall jedoch anders.

Es kam selten vor, daß ein Mann wie Perry Cameron Furcht bekam. In diesem Fall war es jedoch so. Eine kaum erklärbare Angst vor der nahen Zukunft hielt ihn umklammert. Er spürte sie wie einen Druck, und er merkte, wie sein Herz schneller schlug.

Diese kühle, feuchte Luft gefiel ihm nicht. Hier war er nicht der Herr, sondern der Wald. Der gab die Befehle. Perry mußte ihnen gehorchen.

Damit hatte er nicht gerechnet. Immer wieder wischte er über sein Gesicht. Der Schweiß war klebrig, und der Geruch nahm an Intensität zu, je tiefer er in den Wald hineinging. Ihm kam auch nicht der Gedanke, den Rückweg anzutreten. Er ging weiter. Wie jemand, der an einer Leine hing und geführt wurde.

Der Wald war ein Gefängnis. Jeder Baum glich einem Gitterstab, und ich bewege mich in einem riesigen Käfig, dachte er. Nirgendwo gibt es eine Tür nach draußen. Der Käfig ist geschlossen. Ich muß ihn durchwandern, und irgendwo in ihm befindet sich das Ziel.

Cameron ärgerte sich über seine eigenen Gedanken. Sie waren ihm früher so nie in den Sinn gekommen, aber in dieser Nacht sah einfach alles anders aus.

Er schaffte es nicht mehr, die Gedanken richtig zu ordnen. Im Kopf herrschte ein gewisses Durcheinander. Auch darüber ärgerte er sich.

Aber er blieb nicht stehen. Er setzte seinen Weg fort. Wie in Trance, geführt von einer Automatik.

Die Welt um ihn herum war dunkel. Nächtlich gefärbt, aber trotzdem nicht überall gleich.

Er blieb stehen. Diesmal hatte sein Wille gewonnen. Darüber freute sich Perry.

Sein Luftholen hörte sich an, als hätte er große Mühe, überhaupt zu atmen.

Aus der Tasche hatte er das Tuch genommen. Es war schon schweißfeucht, nun aber tränkte es der Schweiß noch stärker. Der Stoff des dünnen Pullovers dicht unter dem Hals zeigte einen feuchten Fleck.

Dort klebte er an der Haut fest.

Bisher hatte sich Perry Cameron nur in der Dunkelheit bewegt. Das änderte sich, denn unter der Jacke holte er die Lampe hervor, die er dort am Gürtel festgehakt hatte.

Es war eine leichte Taschenlampe, aber ziemlich lichtstark. Der breite, helle Arm zeichnete eine Gasse in die Finsternis und zuckte hektisch, als Perry den Arm bewegte.

Er leuchtete dabei seine Umgebung aus. Die Annahme, noch immer beobachtet zu werden, wollte einfach nicht weichen. Sie war nach wie

vor da, auch wenn er nichts sah und er mit seinen Blicken dem zuckenden Lichtstrahl folgte, der in die Lücken zwischen den Bäumen hineinglitt oder an den Gewächsen selbst entlangstreifte, wo er eine breite Spur hinterließ.

Cameron kam sich noch immer vor wie ein Gefangener. Vielleicht jetzt noch stärker, als ihm das Licht einen gewissen Durchblick gab und er erkennen mußte, in welch einer Einsamkeit er steckte.

Alte, knorrige Bäume. Hoch gewachsen mit breiten Wipfeln, die wie geschlossene Dächer wirkten, da sie in einander übergingen und entsprechend verfilzt waren.

Die Welt war ihm fremd - und unheimlich.

Wie unter Zwang leuchtete er gegen die Stämme, wo der Strahl jedesmal das runde Auge hinterließ, als wollte es den einsamen Mann selbst beobachten.

Sehr deutlich zeichnete sich im Licht die Rinde ab. Wie eine alte Haut wirkte sie, die sich zusammengezogen hatte, um dann wieder zu erstarken. Sie war runzelig, eingekerbt, von Furchen durchzogen.

Eine Haut, die er nicht begriff. Sie war normal, trotzdem bekam er Schwierigkeiten.

Waren das noch normale Bäume oder schon märchenhafte Gestalten, die den Bäumen nur ähnelten?

Cameron ging weiter und ließ seine Taschenlampe eingeschaltet.

Bei jedem Schritt auf dem weichen Boden hüpfte der Strahl wie ein bleicher Komet, der seinen Weg durch das All nahm. Alles war anders geworden. Die Feuchtigkeit klebte auf seiner Haut, aber sie stieg nicht vom weichen Boden auf, mit dem Cameron ebenfalls nicht zurechtkam.

Dieser Boden machte das Gehen schwer. Cameron sackte an manchen Stellen ein und hatte stets Mühe, die Füße aus der weichen Masse hervorzuziehen.

Wieder mußte er stehenbleiben. Er fluchte über sich selbst, da ihn die kurze Strecke schon angestrengt hatte. Das Atmen fiel ihm entsetzlich schwer.

Der Wald war schlimm. Er saugte ihn aus. Er nahm ihm die Kraft. Und er erschöpfte ihn. Das war nicht normal. Hier spielte sich etwas ab, das er nicht begriff.

Cameron taumelte zur Seite. Er versuchte dabei, einen klaren Gedanken zu fassen, was ihm nicht möglich war. Deshalb war er froh, an einem Baumstamm die Stützte gefunden zu haben, gegen die er sich lehnen konnte. Schwer holte er Luft. Noch immer war sie schrecklich dick, feucht und träge. Sie quälte seine Lungen wie ein nasses Tuch, und der Schweiß auf seiner Haut roch salzig.

Der Stamm im Rücken gab ihm Halt. Am liebsten hätte sich Cameron hingesetzt, die Schwäche aber wollte er sich nicht geben. Schließlich

mußte er in dieser Nacht noch einen Job erledigen und daran würde ihn auch der Wald nicht hindern.

So blieb er stehen. Seine Glieder waren schwer geworden. Als hätten sie sich mit dem gefüllt, was im Waldboden verborgen lag. Es war hervorgedrungen und hatte von ihm Besitz ergriffen.

Er wollte es nicht. Es war verrückt. Auch der Gedanke daran, sich wie ein Verlierer zu fühlen, der gegen die Kräfte des Waldes verloren hatte, paßte ihm nicht. Das hatte er noch nie erlebt. Da waren zahlreiche Gegner in der Nähe, obwohl er keine sah.

Ruhig bleiben! befahl er sich. Tief ein-und tief ausatmen. Nur die Ruhe kann es bringen. Alles andere macht dich zu einem Verlierer. Er kannte sich gut, und er wußte auch, wie er es schaffte, sich immer wieder aufzubauen.

Der Stamm gab ihm Halt. Die Härte in seinem Rücken tat ihm gut. Alles war okay. Nichts hatte sich verändert. Es gab den Wald. Es gibt mich, dachte er, und trotzdem war er ein Gefangener dieser verdammten Natur. Er fluchte leise vor sich hin, als er den rechten Arm hob und die bleiche Lichtlinie der Lampe wieder in die Dunkelheit hineinschickte. Er sah die Bäume, die Gewächse, die nie höher wachsen konnten, weil die Macht der Bäume sie erdrückte. Farnkraut wuchs zwischen den Stämmen. Ihre großen Blätter wippten leicht, obwohl so gut wie kein Wind wehte, der Cameron das Gesicht gekühlt hätte. Er leuchtete hoch.

Dunkelheit, in die er das Licht schickte. Es zitterte, weil auch sein Arm bebte.

War das noch die normale Dunkelheit, die über ihm schwebte und sich in Höhe der Kronen ausgebreitet hatte? Der Killer verkrampfte sich, als er die Veränderung bemerkte. Das war nicht mehr diese dichte Schwärze, sondern eine ungewöhnliche Färbung. Sie hatte sich in die normale Dunkelheit hineingschoben.

Zuerst dachte Perry Cameron daran, etwas an den Augen zu haben. Er wischte über sie hinweg, schaute noch einmal hin und mußte feststellen, daß er sich das Phänomen nicht eingebildet hatte.

Ihm stockte der Atem.

Die Dunkelheit hatte einer anderen Färbung Platz schaffen müssen. Ein ungewöhnliches Rot, eine Mischung aus roter und schwarzer Farbe.

Cameron war irritiert. Er hörte sich sprechen, ohne die eigenen Worte zu verstehen. Das Flüstern wurde von seiner Umgebung aufgesaugt, aber das Licht oder die Färbung blieben.

Keine Einbildung!

Es stand da. Aber woher kam es? War es aus dem Boden gedrungen, oder hatte es sich ausgebreitet wie feuchter Dunst, der von einem versteckt liegenden Teich aufgestiegen war?

Perry Cameron geriet ins Grübeln. Furcht durchdrang ihn. Er merkte, wie er anfing zu zittern und seine Beine nachgaben. Er war durcheinander.

Hätte ihn jetzt jemand danach gefragt, wo er sich befand, er hätte die Antwort nicht geben können, weil er die Orientierung verloren hatte. Die Angst machte ihm zu schaffen, ausgerechnet ihm, dem Killer. Und der Druck vergrößerte sich.

Cameron kam die Verfärbung vor wie eine Decke. Wenn er hinging, würde sie ihn halten, denn sie zeigte sich nicht nur oben, sondern hatte sich als Schleier bis auf den Boden gelegt, an dem sie festgehalten wurde. Er wußte nichts mehr und war davon überzeugt, in einem Raum zwischen der Realität und der Legende zu stehen.

»Was ist das nur?« hörte er sich keuchen. »Das kann nicht normal sein, das ist grausam.«

Langsam sank sein rechter Arm nach unten. Auch der Strahl folgte der Bewegung. Er füllte Lücken mit seinem Licht aus, aber er drang auch gegen die Baumstämme und ließ deren Rinde überdeutlich wie eine Relieflandkarte erkennen.

Bewegte sioh die Rinde? Lebten die Bäume? Sehe ich Augen und Münder? fragte sich der Killer.

Dann nahm er den Druck wahr. Genau hinter ihm. An der Stelle, wo er seinen Rücken gegen den Stamm preßte. Es kam ihm vor, als wäre die Rinde dort weicher geworden, um ihn in den Stamm hineinzuziehen.

Zugleich bewegte sich der Boden. An gewissen Stellen fing er an zu zittern, als liefe dicht unter seiner Oberfläche etwas entlang.

Ich werde verrückt! dachte Cameron. Verdammt noch mal, wenn das so weitergeht, drehe ich durch.

Er wollte nicht mehr in der Nähe des Stamms blieben, da er sich vor der Berührung fürchtete. Seine Angst hatte einen Namen bekommen. Es war der Wald, dieser Blutwald, dieser legendenhafte Wald, in dem all das wahr wurde, was die Menschen sonst in ihre Geschichten hineingepackt hatten.

Der Killer stieß sich von seiner Stütze ab. Mit schweren Beinen taumelte er einige Schritte vor, um dann wieder stehenzubleiben. Die Lampe in seine Hand zitterte. Er drehte sich im Kreis. Er fühlte sich umringt von Feinden, die nach ihm greifen wollten, sich aber noch zurückhielten.

Dann zeigte der Strahl zu Boden und hinterließ dort einen Kreis. Eine Umdrehung hatte Cameron gereicht. Nach der zweiten hätte sich sein Schwindel verdoppelt.

Zuerst dachte er, das Schmatzen oder Blubbern wäre nur Einbildung.

Das aber stimmte nicht, denn er hörte es mehrmals und auch ganz in seiner Nähe.

Er leuchtete wieder nach unten.
Sein Mund schnappte auf. Nur schreien konnte er nicht. Was er sah, war unheimlich und einfach nicht zu begreifen. Aus dem Boden quoll etwas hervor.
Dick und dunkel. Verbunden mit schmatzenden Geräuschen und einfach widerlich.
Es war kein Wasser, nein, das bestimmt nicht. Es war etwas anderes, eine schreckliche Flüssigkeit, aber kein normaler Pflanzensaft. Ein bitterer und zugleich süßlicher Gestank drängte sich vom Boden her hoch in seine Nase.
Was roch so?
Blut - ja, altes Blut!
Perry Cameron faßte es nicht. Neben ihm platzte der Boden erneut auf, und ein dicker Strahl schoß kniehoch empor, bevor er wieder zusammenfiel und auf seine Schuhe klatschte.
Der fremde Geruch wurde für ihn unerträglich. Er war zu einem Gestank geworden, dem er nicht entrinnen konnte. Überall hatte er sich festgesetzt. In seiner Kleidung, auf seiner Haut, aber auch in seinem Mund. Da lag er dick auf der Zunge. Wie eine zweite Schicht, die sich nicht mehr vertreiben ließ.
Perry Cameron wankte zurück. Seine Arme sanken nach unten. Der aus dem Boden dringende Gestank betäubte ihn. Er mußte hier weg. Wenn er noch länger blieb, war er verloren, denn dann gewannen die anderen Kräfte die Oberhand.
Perry wollte atmen. Er holte auch Luft. Es klang entsetzlich. Geräusche, die er von Verletzten oder Sterbenden kannte, verursachte er jetzt selbst.
Mit einer schwerfälligen Bewegung drehte sich der Killer nach links. An seine Aufgabe dachte er in diesem Moment nicht mehr. Er wollte den verdammten Wald nur so schnell wie möglich verlassen.
Wie ein Betrunkener machte er sich auf den Weg…

***

Für Perry Cameron wurden die folgenden Minuten, in denen er sein Zeitgefühl verloren hatte, zu einem wahren Höllentrip. Er kam zwar voran, aber er bewegte sich seinem Gefühl nach auf der Stelle.
Noch lauter als zuvor hörte er seinen eigenen Herzschlag. Das schnelle Hämmern in seiner Brust. Es verursachte verdammte Schmerzen. Mit jedem taumelnden Schritt wurde das Hämmern stärker. Das Herz schien jeden Augenblick zu zerbersten.
Die Schmerzen überschwemmten ihn wie dicht aufeinanderfolgende Wellen.
Es herrschte tiefste Dunkelheit. Er wußte nicht, wo er hinlief. Er bekam nicht mit, wer ihn schlug und wer ihn in Ruhe ließ. Alles war

so anders und fremd geworden. Er war gefangen in einem wahren Alptraumland, das ebenfalls in einer tiefen Finsternis lag, aber aus ihr die schrecklichsten Gestalten hervorholte, die vor seinen Augen wie Trugbilder erschienen.

Uralte Fratzen. Götter. Dämonen des Waldes. Er kniff die Augen zusammen, weil er die Bilder nicht mehr sehen wollte. Die Erinnerung spülte sie trotzdem wieder hoch. Perry lief durch den lebenden Alptraum.

Hände zerrten an ihm, andere schlugen in sein Gesicht. Feuchtes Zeug klebte auf seiner Haut. Der Gestank wurde noch stärker und beherrschte ihn völlig.

Aus den Baumstämmen wurden Fratzen mit zähnefletschenden Mäulern.

Sie schwebten auf ihn zu, und Perry schrie. Er brüllte seine Angst hinaus. Die Echos tanzten von Baumstamm zu Baumstamm, um schließlich wieder zu ihm zurückzukehren.

Der Boden unter ihm hielt seinem Gewicht noch stand. Das war kein normaler Boden mehr. Er hatte sich verändert. Er war noch fest, aber er bestand mittlerweile aus einer Masse von Würmern und Käfern. Sie bildeten einen regelrechten Teppich. Noch hielt die Oberfläche, so daß er nicht einsank.

Wie lange noch?

Er schwebte und prallte gegen die Baumstämme. Der Killer wußte nicht, ob er atmete oder schrie. Alles war so anders geworden. Die Welt um ihn herum gab es nicht mehr. Sie hatte ihn in ein Alptraumreich hineingeschoben, in dem andere Kräfte herrschten.

Die Bäume waren zu seinen Feinden geworden. Der Untergrund hatte sich in ein wimmelndes Meer verwandelt. Feuchte Blätter unterschiedlicher Größe schlugen nach ihm, trafen auch sein Gesicht und seinen Körper. Auf der Haut spürte er ihre Nässe wie eine brennende Säure.

Wieder erschienen wie aus dem Nichts die fürchterlichsten Gestalten.

Sie standen vor ihm wie eine Mauer. Hölzerne Augen glotzten ihn an.

Klumpige, runzelige und eingerissene Gesichter. Arme und Hände streckten sich ihm entgegen, die eigentlich keine waren.

Aber sie berührten ihn. Er spürte sie an seinem Gesicht. Auch das kühle Moos zwischen den Fingern.

Perry lief weiter.

Er wußte nicht mehr, wo er sich befand, aber er war einfach durch die Gestalten hindurchgerannt. Sie störten ihn nicht mehr. Wie ein Spuk waren sei erschienen, und wie ein Spuk waren sie auch verschwunden.

Die Bahn war frei.

Er öffnete den Mund. Der Gestank des Waldes wehte wie eine

Nebelwolke in ihn hinein. Er war überhaupt nicht mehr normal. Alles drehte sich vor seinen Augen. Irgend jemand hatte sein Blut ausgetauscht. Er war zu einem Teil dieser schrecklichen Welt geworden.

Dann griffen sie nach seinen Beinen. Sie drängten sich aus dem Boden.

Lange, lianenartige Gewächse. Arme und Schlingen dünn wie Aale.

Perry erlebte die Gegenwart wie in einer Zeitlupe. Er fiel. Er streckte die Arme weit vor, wie jemand, der nach einem Halt sucht. Und wenn es die verfluchten Bäume waren.

Er schlug auf, federte hoch. Fiel wieder und spürte die Härte kaum, weil das Erdreich eben aus einer weichen Masse bestand, in die er sich hineinwühlte. Seine gekrümmten Finger suchten eine Stütze, aber die Hände schoben sich nur tiefer in den Boden hinein, als wollten sie den Grund erforschen.

Seine Gedanken und Überlegungen hatten sich in Fragmente aufgeteilt, die durch seinen Kopf glitten. Der Horror war nicht zu fassen. Der Schädel flog auseinander.

Er schrie.

Es klang dumpf, weil er mit dem Gesicht auf dem Boden lag. Es war sein Grab, der verdammte Wald war sein Grab. Man hatte es nicht extra für ihn gegraben, denn er war es, der sich hineinwühlte. Er wollte in die Tiefe eintauchen, obwohl er sich dagegen wehrte. Die fremden Kräfte waren stärker.

Perry wollte atmen. Er hatte keinen Atem mehr. Die Gewalt über seinen Körper hatten andere übernommen. Er fühlte sich nur mehr als eine Hülle, aus der die Seele entwichen war.

Etwas bewegte sich in seiner Nähe. Auch er zuckte. So wußte der Killer letztendlich nicht, wer für diese Bewegungen die Verantwortung trug.

Das Leben hatte sich verändert. Arme und Füße waren in den weichen Boden eingedrungen, als wollte er mit den Fingern und den Zehen die Tiefe erforschen.

Das Grauen hatte für ihn einen Namen bekommen.

Blut - Blutwald, denn unter sich spürte er eine widerliche und klebrige Nässe. Erinnerungen an die Flüssigkeit, die vorhin aus dem Boden gequollen war, drängten sich auf.

Der Schrecken nahm zu.

Ich werde in einem Blutwald versinken! schoß es ihm durch den Kopf. In einem verdammten Wald aus Blut und Tod.

Mühsam wälzte er sich auf den Rücken. Ein Erfolg, mit dem er nicht gerechnet hatte. Etwas dröhnte in seinem Kopf. Hervorgerufen durch dumpfe Schläge.

Sein Herz-und Pulsschlag?

Auch.
Der Wald lebte ebenfalls. In diesen Augenblicken war er für ihn kein Wald mehr, sondern ein fürchterliches Lebewesen mit eigenem Körper und eigenem Herzschlag.
Wieder waren die Gestalten da. Sie umstanden ihn wie schlimme Aufpasser: Aus blinden Augen glotzten sie auf ihn herab.
Unter sich fühlte er die Bewegungen. Diesmal waren sie anders.
Schlanke Arme preßten sich gegen seinen Körper. Lebende Wurzeln, die ihn nicht loslassen wollten, weil sie sich mit ihm, dem Menschen, vereinigen wollten.
Der Wald war ein Mörder, ein fressendes Ungeheuer, das auch menschliche Leiber verdaute.
Perry Cameron lag noch immer auf dem Rücken. Sein Gesicht war naß.
Der Körper hatte das Doppelte an Gewicht bekommen. Die Erde unter ihm zitterte. Er hörte ein tiefes Grollen. Ein unterirdisches Gewitter, das mit vehementer Kraft näher kam, als wollte es alles in der Umgebung brutal zerstören.
Das Grollen schüttelte ihn durch. In seiner Umgebung schwankten die Bäume. Er hörte sich jammern. Aber er hörte auch das Splittern, als Stämme und Äste gegeneinander krachten.
Trotzdem lebte er.
Und dieser Gedanke wollte ihn nicht loslassen. Er entfachte die kleine Flamme des Widerstands. Perry Cameron war ein Mensch, der es gelernt hatte, sich durchzuschlagen. Nicht grundlos war er in die Killerelite aufgestiegen. Solange er lebte, sah er noch eine Chance. Es war schon einmal passiert, als er mit Freunden englischen Soldaten in die Falle gegangen war.
Es war ausssichtslos für sie gewesen. Die Soldaten hatten alles zusammengeschossen, aber sie waren ihnen trotzdem entkommen, denn sie hatten sich durch eine Kanalöffnung in die Tiefe fallen lassen und auf unterirdischen Wegen die Freiheit erlangt.
Die Baracke war leer gewesen, als die Engländer sie stürmten. Sie waren durch die Abwasser, den Schlamm und den Dreck wie die Tiere gekrochen. Zum Glück im Sommer, da waren die Kanäle nicht so voll gewesen.
Die Bilder, die kurz in seiner Erinnerung aufgeleuchtet waren, verschwanden wieder.
Aber sie hatten ihm Mut gemacht, und den brauchte er. Perry Cameron wälzte sich mühsam auf die Seite. Er streckte die Arme aus, und suchte Halt. Er zog auch die Beine nach und wunderte sich darüber, daß er es schaffte.
Sein Gesicht war verzerrt, als er den Kopf anhob, aber er war der große Kämpfer, und er gab nicht auf.

Er hörte sich schreien. Es war ein Laut, der ihm Mut machen sollte. Der Schrei verrann als dumpfes Echo. Er floß weg, und Cameron kroch ihm mühsam hinterher.

Seine Augen brannten. Er war verschmutzt. Er dachte auch nicht mehr an seinen Revolver, denn mit Kugeln gegen einen verhexten Blutwald anzukämpfen, hatte keinen Sinn.

Ich muß es schaffen! Ich muß hier weg!

Die Gedanken peitschten ihn voran, und Cameron schaffte es tatsächlich, auf die Beine zu kommen, auch wenn diese schwer wie Steine waren. Er konnte es selbst kaum fassen, daß er plötzlich wieder normal auf den Füßen stand, auch wenn es ihm schwerfiel und er Mühe mit dem Gleichgewicht bekam.

Der Wald vor ihm drehte sich. Oder drehe ich mich? fragte er sich.

Genau konnte Perry es nicht herausfinden. Jedenfalls schaffte er die ersten Schritte. Seine Schuhe schleiften über den Boden. Er war kein Mensch mehr, kein richtiger. Er war selbst zu einem Teil des Waldes geworden, dem er entkommen wollte.

Er lief stampfend. Jeder Schritt bereitete ihm Mühe. Nur schwer bekam er seine Beine vom Boden hoch. Die zahlreichen Würmer schienen sich an seine Füße geklammert zu haben. In langen Schleimfäden hingen sie daran.

Perry Cameron ging nicht, er wankte. Die Welt war nicht mehr klar geworden. Sie bestand aus zahlreichen Puzzlestücken, die sich immer wieder auflösten, um sich dann, Sekunden später, wieder zu einem neuen Teil zu formieren.

Perry fühlte sich als Lebewesen unter vielen. Er kam voran, wurde nicht mehr auf gehalten. Seine Umgebung verlor allmählich ihren Schrecken.

Der Killer bekam es kaum mit. Er ging weiter. Er keuchte. Manchmal schrie er auch. Seine Beine wurden noch schwerer, und plötzlich hatte er das Hindernis übersehen. Ihm war auch die kleine Lichtung nicht aufgefallen, auf die er gestolpert war.

Perry Cameron prallte gegen das Hindernis. Der Stein wuchs gürtelhoch aus dem Boden. Er hielt Perry nur für einen Moment auf, dann bekam der Mann das Übergewicht und kippte kopfüber zu Boden. Einen kurzen, ziehenden Schmerz spürte er noch in seinem Nacken. Im nächsten Augenblick brach die Welt um ihn herum zusammen.

Alles wurde dunkel, sehr dunkel…

***

Ich bin nicht tot! dachte Cameron. Ich bin nicht tot. Ich lebe, und ich lebe so, daß ich atmen und auch denken kann. Wäre ich tot, könnte ich es nicht mehr.

Die Gedanken brachen ab. Er zuckte zusammen, weil etwas Kaltes über seine Stirn hinwegrann, sich einen Weg bahnte und am Gesicht entlang nach unten lief.

Es tat ihm gut, dies auf der verschwitzten Haut zu spüren. Er glaubte sogar, es zischen zu hören. Das war nur Einbildung. Vielleicht bilde ich mir alles ein, vielleicht…

Aber er atmete. Luftholen war gut. So konnte er sich etwas erholen. Was hinter ihm lag, daran wollte er jetzt nicht denken. Die Erinnerung war auch zurückgedrängt worden.

Die kalte Flüssigkeit bekam einen noch kälteren Nachschub, was gleichzeitig mit einer Erklärung verbunden war, die eine weibliche Stimme abgab. »Das Wasser wird dir guttun. Wasser ist die Quelle des Lebens. Ohne Wasser wäre alles tot.«

Cameron wollte nicken und zustimmen. Es war ihm nicht möglich, denn er lag rücklings auf dem Boden. Dann öffnete er die Augen, um sie sofort wieder zu schließen, da ihm von der Stirn her Wasser hineingelaufen war. Wieder umfaßte ihn die Dunkelheit. Sie war so tief und so schrecklich drückend. Aus ihr hervor wuchsen Hände, die nach ihm griffen. Sie schoben sich in seine verschwitzten Achselhöhlen. Er spürte, wie er vom Boden in die Höhe gehievt wurde. Die helfenden Hände ließen ihn nicht los, sie schleiften ihn ein Stück zur Seite, und als er losgelassen wurde, da blieb er auf dem Boden sitzen, weil sein Rücken einen harten Gegenstand berührte, der ihn abstützte.

»Es ist okay«, hörte er die Stimme flüstern. »Es ist alles okay. Du lebst…«

Er hatte die Worte gehört, aber er begriff sie noch immer nicht. Etwas störte ihn. Es war vorbei - ja, das schon, aber er wußte nicht, ob er sich darüber richtig freuen wollte. Wo er steckte, was war, wie es weitergehen würde…

Noch hielt er die Augen geschlossen. Er wollte sich erholen. Er dachte über die Stimme der Frau nach.

Kenne ich sie?

Etwas fügte ich in seinem Kopf zu einem bestimmten Gedankengang zusammen. Eine Lösung sah er nicht vor sich. Er hielt die Augen geschlossen wie jemand, der sich davor fürchtet, einen Blick in die Realität zu werfen.

Wasser benetzte seine Lippen. Er hörte es gluckern. Der Druck an seiner Unterlippe mußte von einem Gefäß stammen, und Perry öffnete automatisch den Mund.

So konnte er trinken. Das Wasser war klar. Es war so rein und auch so kalt.

»Ja, trink nur - trink. Es wird dir guttun.«

Cameron trank und nickte dabei. Auch wenn einiges danebenlief, es

machte ihm nichts aus. Das Wasser erfrischte. Es war für ihn tatsächlich der Quell des Lebens.

Das Gefäß wurde wieder von seinem Mund weggezogen.

Wahrscheinlich war es leer.

Er atmete. Es tat ihm gut. Für einen Moment schwebte der Killer auf Wolke sieben. Auch deshalb, weil er nicht damit gerechnet hatte, dem Blutwald zu entkommen.

Nur sehr langsam öffnete er die Augen. Dabei stellte er sich innerlich auf gewisse Überraschungen ein. Nach seinem Erlebnis traute er der Realität alles zu.

Perry hatte die Frauenstimme gehört. Es konnte nur eine Frau sein, aber auch Elfen und Feen sind Frauen. Und diese Gestalten durchwanderten die Geschichten, die man sich auf der grünen Insel erzählte. Sie waren oft genug die Hauptpersonen, und sie lebten versteckt in den Wäldern oder in den Niederungen der Flußregionen. Aber auch Wiesen, Tümpel oder Teiche waren ihr Gebiet, und er dachte auch an die besondere Art weiblicher Personen, der Banshees, dieser sagenumwobenen Frauen und Hexen, deren Ruf immer dann vernommen wurde, wenn über einem Menschen das Todesurteil gesprochen worden war.

Viel sah Cameron nicht.

Eine dunkle Umgebung. Noch immer der Wald. Noch immer der gleiche Geruch. Jetzt vielleicht nicht mehr so stark.

Er öffnete den Mund und holte tief Luft. Es tat ihm gut. Es war wunderbar. Er lebte sein eigenes Leben. Es machte ihn froh und gab ihm wieder Kraft, auch wenn er sich noch längst nicht fit fühlte und ziemlich stark zitterte.

Sein Gehör hatte nicht gelitten. Er vernahm das Rascheln in der Nähe und lauschte auch den leicht dumpf klingenden Echos der Schritte auf dem Waldboden.

Jemand bewegte sich in der Nähe. Seine Meinung nach konnte das nur die Retterin sein.

Jetzt sah er sie.

Im ersten Augenblick dachte er an ein Trugbild. Das war nicht möglich, was er da sah. Die Frau schwebte durch den Wald wie eine fleisch gewordene Halluzination. Nein, sie war keine Elfe und auch keine Fee.

Er wollte sie auch nicht als eine Banshee ansehen, sondern erst einmal als seine Retterin.

Er hörte in der Nähe etwas plätschern. Eine der kleinen Wasseradern, die sich an die Oberfläche gewühlt hatten und nun als schmaler Bach durch den Wald flössen. Dort hatte die Frau auch das Wasser geholt und ihn damit erfrischt.

Jetzt kam sie wieder auf ihn zu, denn sie hatte von seiner

Veränderung etwas mitbekommen. Die Unbekannte ging gebückt. Ihr rotes Kleid bestand aus einem dünnen Stoff, das bei jeder Bewegung den schlanken Körper umfloß. Der Ausschnitt war tief. An den Schultern wurde das Kleid von zwei dünnen Trägern gehalten.

Die Unbekannte trat an seine Seite und beugte sich halb über ihn. »Geht es wieder besser?« fragte sie.

»Ja«, brachte er flüsternd hervor. »Mir geht es besser, durch dich. Das Wasser und so…«

»Das freut mich.«

Der Killer verdrehte die Augen, um die Frau besser sehen zu können. Ihr Gesicht hatte noch etwas Mädchenhaftes. Das lockige Haar umschmeichelte den Kopf. Die Augen waren sehr klar und irgendwie auch wissend. Aber das konnte eine Täuschung sein. Da war sich der Killer nicht so sicher. »Wer bist du denn?«

»Rosenrot«, gab sie flüsternd zur Antwort.

»Aha«, sagte Cameron nur. Mit dem Namen konnte er nichts anfangen.

Die Bedeutung war ihm völlig fremd.

»Und du?«

»Ach, ich weiß nicht. Du kannst Perry zu mir sagen.«

»Mach ich.«

»Du hast mich gerettet, nicht?«

»Wieso?« fragte sie.

Cameron mußte lachen. »Das ist mir unbegreiflich. Wieso kannst du das fragen?«

»Habe ich dich wirklich gerettet?«

»Für mich schon.«

»Wer wollte dir denn etwas?«

Nicht so, dachte Cameron. Verdammt noch mal, nicht so! Die spielt mir was vor. Dieses Spiel ist ebenso falsch wie der Name Rosenrot. So kann einfach niemand heißen. Das läuft hier alles in eine falsche Richtung.

»Du nicht, Rosenrot.«

»Das ist mir klar. Ich habe keine anderen Feinde gesehen. Es tut mir leid.«

Sage ich nun die Wahrheit oder nicht? überlegte Cameron. Werde ich dann ausgelacht oder…

»Willst du überhaupt sprechen?« fragte die Frau.

»Klar, du sollst es wissen.« Er holte einige Male tief Atem. »Der Wald ist mein Feind, verstehst du?«

»Nein.«

Er knirschte mit den Zähnen. »Okay, das hatte ich mir gedacht. Es ist auch schwer, verdammt schwer sogar. Aber du mußt es mir glauben. Der Wald ist mein Feind.«

»Und wieso ist er das?«
»Er wollte mich umbringen!« stieß der Mann keuchend hervor. »Ja, er wollte mich töten, killen, fressen - alles! Er ist ein gewaltiges Monster und Ungeheuer.«
Rosenrot erhob sich. Sie schüttelte den Kopf. Ihr Haar flog. Dann zog sie den rechten Träger ihres Kleides wieder in die normale Stellung. »Nein, das ist unmöglich, Perry. Das kann einfach nicht wahr sein. Der Wald ist kein Monster. Er ist etwas Wunderbares, wenn du verstehst. Etwas Einmaliges.«
»Das sagst du«, flüsterte er.
»Und ich muß es wissen«, gab sie zurück. »Ich lebe schließlich in diesem Gebiet.«
Er winkte ab. »Ich weiß es. Ich weiß alles. Ich habe es ja erlebt, aber ich weiß auch, daß er sich verändern kann.« Der Killer suchte nach Worten für eine Erklärung. Er deutete nach vorn und in die Runde. »Überall«, flüsterte er, »überall sind sie. Im Boden, in den Bäumen, das weiß ich alles. Aber sie halten sich gut versteckt. Sie kommen nur dann vor, wenn sie es wollen. Dieser Wald ist verhext, dieser Wald ist einfach verhext. Er ist ein Blutwald.«
Rosenrot sagte nichts. Sie stand vor ihm, hielt den Kopf gesenkt und schaute ihn an. »Das glaubst nur du.«
»Ich habe es erlebt. Und du mußt es auch erlebt haben, verdammt noch mal!«
»Warum das?«
»Weil du in diesem Wald gewesen bist. Wie sonst hättest du mich retten können?«
»Da hast du recht. Aber ich habe den Wald nie als so schlimm angesehen, tut mir leid.«
»Du kennst ihn gut, nicht?«
»Ja, ich kenne ihn.«
»Lebst du hier?«
Greta Kinny lächelte. »Wenn du damit fragen willst, ob ich hier in diesem Wald lebe, muß ich dir leider widersprechen oder dich enttäuschen. Nein, ich lebe hier nicht. Ich bin hier ebenso eine Besucherin, wie du ein Besucher bist. Dieser Wald ist für mich nur ein Gebiet, in dem ich mich aufhalte, um Kraft zu schöpfen.«
Der Killer konnte die Worte nicht glauben. »Kraft schöpfen willst du? Zwischen all diesen Monstren?«
»Was sagst du denn da? Bist du verwirrt? Wo siehst du hier Monstren oder Ungeheuer?« Sie drehte sich auf der Stelle. »Tut mir leid, Perry. Sosehr ich auch schaue, ich sehe nur Bäume. Ich rieche sie. Ich nehme ihren Duft in mich auf…«
»Ja, ja, ja!« schimpfte er. »Du hältst mich wohl für einen Spinner, wie?«

»Nein, überhaupt nicht.«
»Und was sagst du zu meinen Erlebnissen?«
»Das weiß ich nicht. Du solltest nur akzeptieren, daß ich den Wald mit anderen Augen sehe.«
»Weil du hier wohnst, wie?«
»Ja.«
»Und weiter?«
»Ich werde dich zu mir bringen. Dort kannst du dich ausruhen und dann weitergehen.«
Perry Cameron senkte den Kopf. Durch sein Hirn schössen zahlreiche Gedanken. Er war jetzt soweit erholt, daß er sich einiges zusammenreimen konnte. Aber er sprach es nicht aus und dachte nicht mal konkret daran, sondern stellte eine recht harmlose Frage. »Wohnst du eigentlich hier?«
»In der Nähe.«
»Aber nicht in…«
»Nein, nein, nicht in Killarney. Ich lebe in einem Haus direkt am Waldrand.«
Der Killer senkte den Kopf. Sie sollte das Zucken seiner Lippen auf keinen Fall sehen. »Ich habe noch eine Frage«, murmelte er dann.
»Bitte.«
»Heißt du wirklich nur Rosenrot, oder hast du noch einen anderen Namen, schöne Retterin?«
Sie konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Ich wußte, daß diese Frage kommen würde, aber ich kann dich beruhigen, ich heiße nicht nur Rosenrot. Ich habe noch einen anderen Namen.«
»Welchen?« Die Spannung war kaum zu ertragen, obwohl Cameron die Antwort schon ahnte.
»Eigentlich heiße ich Greta Kinny.«
Er lachte. Er schrie. Das aber nur innerlich, denn er hatte sich auf die Antwort vorbereiten können und demonstrierte nach außen hin eine Gelassenheit. »Gut, Greta«, erwiderte er und streckte ihr seine Hände entgegen. »Dann nimm mich mit…«

***

Douglas Kinny hatte uns zu dem Ort gebracht, wo das Phänomen der schreienden Bäume aufgetreten war.
Die Landschaft hatte sich schon verändert. Sie war nicht mehr so weit einsehbar, und das wiederum lag an dem großen Waldstück, das wie eine Seerose inmitten eines Teiches schwamm. Der Teich setzte sich aus Wiesen und Äckern zusammen.
Der Wald war unheimlich. Als wir anhielten und ausstiegen, spürten wir die ungewöhnliche Kühle, die uns aus dem Wald entgegenströmte.
Während Suko den Jeep abschloß, war ich ein paar Schritte

vorgegangen und blieb am Waldrand stehen. Wir parkten im freien Gelände, wo uns Gras und Unkraut fast bis zu den Knien reichten.

Ich selbst wußte nicht, wie ich den Wald einschätzen sollte. Gut, er sah normal aus, aber für mich war er nicht normal. In seinem Innern lauerte etwas, das nur in der Dunkelheit gedeihen konnte. Dieses Etwas schmeckte ich sogar, und es erinnerte an Gretas Kuß.

Für mich stand fest, daß dieser Wald etwas an sich hatte. Es drängte mich danach, ihn zu betreten, doch ich hielt mich sicherheitshalber zurück, weil uns Doug Kinny noch eine Demonstration schuldig war. Er hatte seinen Wagen hinter dem unseren geparkt und war dabei, die Säge auszuladen.

Suko stand neben mir. Er klimperte mit den Schlüsseln, bevor er sie verschwinden ließ.

»Und?«

Ich hob die Schultern. »Es ist wirklich so, wie ich es mir gedacht habe, Alter.«

»Dann spürst du etwas?«

»Ja, den Wald. Den Geruch, von dem ich dir erzählt habe. Ich kenne ihn genau. Ich habe ihn erlebt, als mich Greta küßte. Hier erlebe ich ihn noch stärker.«

»Dann werden wir Greta wohl hier finden können.«

»Klar.«

»Fragt sich nur noch, ob ihr Vater uns helfen wird.«

»Das wird er müssen, Suko.«

»Er machte mir nicht den Eindruck. Vergiß nicht, wer er ist. Er wird alles tun, um seine Tochter aus diesem Fall herauszuhalten. Und wenn du dich auf den Kopf stellst.«

»Ich stelle mich nicht auf den Kopf. Das muß Kinny tun. Ob er nun will oder nicht. Ich glaubte fest daran, daß seine Tochter in diesem Fall involviert ist, und das nicht zu knapp.«

»Wegen des Geruchs?«

»Ja. Aber davon werde ich Kinny zunächst nichts erzählen. Wir werden abwarten wie sich die Dinge entwickeln.«

»Kommt mal rüber!«

Wir drehten uns beide um, als wir die Stimme des Agenten hörten. Er stand neben seinen Wagen. In der rechten Hand hielt er die Motorsäge.

Der Griff war klobig. Die Schneide ziemlich breit und gezackt. Ein Akku trieb den Motor an.

Durch das weiche Gras gingen wir auf ihn zu. Unsere Gesichter spiegelten sich in dem blanken Sägeblatt, das aussah wie frisch geputzt.

Doug Kinny hatte seine Augen verengt. Der Wind war durch seine Haare geweht und hatte bei ihm eine andere Frisur geschaffen. Das

Gesicht zeigte die Härte einer Baumrinde.

»Sie schreien wieder«, sagte er leise. »Das weiß ich. Das kann ich sogar spüren.«

»Dann wissen Sie mehr als wir«, sagte Suko.

»Das soll wohl sein.« Er drehte sich um und schritt auf den Waldrand zu.

Wir dachten, daß er stehenbleiben würde, aber er zerstampfte das Gras und die Farne am Rand, um dann hineinzusteigen wie in einen düsteren Tunnel.

Der Wald schluckte ihn. Wir blieben hinter ihm. Ich betrat ihn als letzter.

Die Kühle legte sich über uns wie eine feuchte Decke. Ich atmete mit offenem Mund, und schon nach dem zweiten Atemzug intensivierte sich dieser Geschmack. Leicht bitter war er, trotzdem süß. Er hinterließ bei mir ein ungewöhnliches Gefühl.

Kinny war stehengeblieben. Der Baum, dessen Stamm neben ihm in die Höhe ragte, sah völlig normal aus. Nichts wies auf eine Veränderung hin.

Er schaute in die Höhe, und wir folgten seinem Blick. Ich rechnete damit, eine Veränderung am Astwerk zu entdecken, aber auch dort tat sich nichts. Es blieb so wie immer. Aus Ästen und Zweigen spannte sich das Dach, das sich mit den anderen Kronen der Bäume verband.

Und trotzdem war der Wald anders. Auf mich wirkte er wie ein Gebilde, das zwei Gesichter hatte, aber den Menschen nur das eine zeigte. Das zweite blieb versteckt und kam erst dann zum Vorschein, wenn es gerufen wurde.

Auch Suko hatte seine Blicke skeptisch in die Höhe wandern lassen.

Kinny beobachtete uns. Die Hand mit der Säge hatte er gesenkt. »Na, was denken Sie?« fragte er.

Mein Freund hob die Schultern. »Wenn ich ehrlich sein soll, sieht alles normal aus.«

»Hm. Und was ist mit Ihnen, Mr. Sinclair?«

»Ich schließe mich meinem Kollegen an. Bis auf eine Kleinigkeit.« Ich nahm mir Zeit und schaute in das angespannte Gesicht des Doug Kinny.

»Es ist der Geruch, der mich irritiert. Oder täusche ich mich da? Nehmen Sie ihn nicht auch wahr?«

»Wen meinen Sie denn?«

»Eben was ich sagte. Es riecht fremd. Nicht so wie in einem normalen Wald, denke ich.«

Kinny runzelte die Stirn. »Das kann schon sein«, gab er zu. »Wo Bäume schreien, werden sie ihre Angst ausschwitzen. So zumindest sehe ich das.«

Ich wiegelte ab. »Noch haben wir das Schreien nicht gehört.«

»Keine Sorgte, das werden Sie noch.«
»Okay, dann mal los!«
Kinny wartete noch. »Haben Sie starke Nerven?«
»Bis heute konnten wir uns darüber nicht beklagen«, erklärte Suko.
»Die brauchen Sie auch.« Er zog ein verbissenes Gesicht, hob die Säge an und drückte auf den Starter. Es war keine dieser lauten Motorsägen, deren Geräusche oft wie das Husten eines Monstrums die Wälder durchwehte. Sie summte mehr, aber es steckte schon Power hinter ihr.
Und Kinny sah nicht so aus wie ein Mann, der ein derartiges Instrument nicht beherrschte.
Er ging auf den ersten Baum zu. Wir wußten nicht, ob er ihn willkürlich ausgesucht hatte oder genau darüber Bescheid wußte, daß dieser Baum schreien oder klagen würde. Wir jedenfalls wollten uns überraschen lassen.
Da das Wurzelwerk nicht aus dem Boden hervorwuchs, hatte Kinny auch dicht vor dem Baum einen guten Stand. Er hielt die Säge mit beiden Händen fest und drehte sich ein wenig nach links, um so den besten Winkel zu seinem Anschnitt zu bekommen.
Das Instrument zitterte leicht in seinen Händen. Wir sahen Kinny im Profil; sein Gesicht wirkte hölzern wie die Baumstämme in seiner Nähe.
Er redete nicht mehr. Er setzte die Säge schräg an und schnitt ungefähr in seiner eigenen Kopfhöhe in die Rinde hinein, die dem Blatt keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Weich wie Butter wurde sie. Rinde und Splitter wirbelten zu allen Seiten hin weg, während Kinny seine Säge eisern festhielt und sie sich gierig in den Stamm hineinfraß, bei dem bereits das helle Holz zu sehen war.
Für einen Moment dachte ich daran, das Gebein eines Menschen zu sehen. Auch die Geräusche blieben normal. Was immer wir von den schreienden Bäumen gehört hatten, es traf einfach nicht zu. Hier regierte nur die Säge und die zahlreichen Splitter sowie der Holzstaub, der Doug Kinny wie ein Mückenschwarm umgab.
Sie fraß sich tiefer, immer tiefer. Der harte Stahl schnitt hinein in das Leben des Baumes, als wollte er ihm nicht nur dies rauben, sondern die Seele gleich mit.
Wir waren nicht an unserem Platz stehengeblieben, sondern näher an Kinny herangegangen. Allerdings nicht so nah, daß uns der Holzstaub und die Splitter trafen.
Eigentlich hätte Kinny seine Augen durch eine Brille schützen müssen.
Er tat es nicht und arbeitete verbissen weiter. Von irgendwelchen Schreien war nichts zu hören, nur disharmonische Musik der Säge malträtierte unsere Ohren.

Doug Kinny konnte nicht zufrieden sein. Er bewies es uns auch, denn er ließ das Werkzeug sinken. Um sich besser verständigen zu können, stellte er sie hin, ging einen Schritt zurück, blieb stehen, und wischte mit dem Handrücken den Schweiß von seiner Stirn.

Wir hielten uns zurück, weil wir ihn nicht bloßstellen wollten. Er sollte den ersten Kommentar geben.

Dabei schauten wir zu, wie die letzten Splitter und Holzstaubreste zu Boden sanken. Der Blick auf die Baumwunde war frei. Sie sah aus wie ein schiefes Maul. An den Seiten befand sich noch die dunkle Rinde, in der Mitte aber schimmerte das helle Holz.

Kinny schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht«, flüsterte er. »Dieser Baum hätte schreien müssen.«

»Vielleicht war es der falsche«, sagte ich.

Es war nicht böse gemeint, aber Kinny faßte es so auf. Er schaute mich an, als wollte er mich in der Luft zerreißen.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, Mr. Sinclair, das nicht. Ich bin nur übernervös und auch entsprechend sauer. Wahrscheinlich werden Sie beide denken, einem großen Bluff zum Opfer gefallen zu ein, aber das stimmt nicht. Es gibt Bäume hier im Wald, die geschrien haben.«

»Wollen Sie es bei einem anderen versuchen?« fragte ich.

»Ja, mal sehen.« Er deutete auf den angesägten Stamm. »Es ist zum Verrückt-werden. Ich habe sie schreien hören. Wir können auch zu den anderen Bäumen gehen, die geschrien haben. Man kann ja erkennen, wo hineingeschnitten wurde. Ich stehe vor einem Rätsel.«

»Kann es sein, daß Sie nicht tief genug geschnitten haben?« fragte Suko.

»Nein, das glaube ich nicht. Diese Wunde ist ebenso tief wie die anderen auch.«

»Und weiter?«

»Ich versuche es noch einmal.«

Wir waren einverstanden. Die Vögel des Waldes waren durch die lauten Geräusche aufgeschreckt worden. Jetzt hatten sie sie sich wieder beruhigt und hockten auf ihren Plätzen.

Er hob die Säge wieder an.

Genau in diesem Moment geschah das »Wunder«. Die Säge hatte Kinny noch nicht angestellt, und im Wald selbst war es wieder ruhig geworden.

Deshalb waren die leisen Schreie auch sehr deutlich zu hören, und alle drei kriegten wir eine Gänsehaut…

***

Ich hatte schon Kinder wimmern hören. Kleine Kinder - Babys. Genauso hörten sich die Schreie an. Als würde ein sehr junger Mensch

seine Qualen hinausschreien, aber es war der Baum, der uns diese Laute entgegenschickte.

Auch wenn es kaum zu fassen war, der Baum schrie, als hätte man ihn gefoltert, was irgendwo auch stimmte. Nur hatte ich jetzt den Eindruck, als wollte er sich durch sein leises Schreien dagegen wehren, daß Kinny die Säge noch einmal ansetzte und damit tiefer in sein »Fleisch« hineinschnitt.

Doug starrte uns an. »Hören Sie es?« stieß er hervor. »Hören Sie es?«

»Ja.«

»Dann ist es ja gut.« Er lachte kratzig.

»Ich dachte schon, nur ich hätte es vernommen.«

»Man kann es nicht überhören«, sagte Suko.

Kinny deutete in den Wald hinein. »So ist es überall«, flüsterte er.

»Wenn Sie einen Baum ansägen, dann schreit er.« Beinahe flehend schaute er uns an. »Aber wie ist das möglich? Wie können Bäume schreien wie Menschen?«

Ich hob die Schultern.

Kinny nickte. Wie jemand, der sich bestätigt fühlt. »Sie stehen auch vor einem Rätsel. Der Baum schreit und…«

»Er blutet«, sagte Suko, der näher an ihn herangetreten war. Mein Freund winkte mir zu. »Schau dir das an, John!«

Im Dämmerlicht mußte ich schon genau hinsehen, um das »Blut« zu erkennen. Es war auch kein Blut im eigentlichen Sinne. Aus dem schrägen Einschnitt und wie an den Rändern eines Mundes quoll oben und auch unten die Flüssigkeit hervor. Sie war dunkel, aber sie war kein Blut. Allerdings gab sie einen Geruch ab, der vor allen Dingen mir nicht verborgen blieb, denn über der Flüssigkeit schwebte ein leichter Nebel.

Er sonderte denselben Geruch ab, von dem ich schon ein paar Nasen hatte »genießen« dürfen.

Derartig intensiv hatte ich ihn aber noch nicht wahrgenommen. Nicht mal bei Greta Kinnys Kuß.

Was hatte sie mit den Bäumen zu tun? War es das gleiche Blut, das ich in Deutschland bei den blutenden Bäumen von Heroldsberg erlebt hatte?

Spielten auch hier die Strigen eine Rolle?

Nein, nein, das glaubte ich nicht. Hier hatten wir es mit einem anderen und möglicherweise landestypischen Phänomen zu tun. Und dieses Blut sah nicht nur anders aus, es roch auch anders.

Ich tippte mit der Fingerspitze auf den Einschnitt und hatte eine winzige Blutkugel auf der Kuppe liegen. Eine schimmernde Perle, deren Farbe nicht so genau zu erkennen war. Ich bewegte mich wieder vom Baum weg, trat dorthin, wo es heller war und zerrieb die Blutperle auf meiner Fingerkuppe.

Suko und Doug schauten mir von zwei Seiten zu. Ihre Gesichter sahen sehr angespannt aus. Beide schüttelten die Köpfe, weil sie mit der Farbe, die sich auf meiner Haut abzeichnete, nicht zurechtkamen. Sie war nicht rot, eher violett.

»Sein Blut«, flüsterte Doug Kinny und schüttelte dabei den Kopf.

»Verdammt, ich begreife es nicht. Sie?«

»Nein, noch nicht«, gab ich zu.

Er umfaßte mit hartem Griff meinen Ellbogen. »Aber es muß doch eine Erklärung geben.«

»Bestimmt sogar.«

»Dann…«

Ich ließ ihn nicht ausreden und machte mich behutsam frei. »Wir beide sind keine Herrgötter, Mr. Kinny. Wie lange sind wir hier und untersuchen den Fall?«

»Erst kurz.«

»Eben. Einige Minuten stehen wir in diesem Wald. Wir haben ein Phänomen erlebt, wir sahen es zum erstenmal. Aber verlangen Sie bitte noch keine Erklärung und Auflösung.«

»Haben Sie einen Verdacht?«

»Das klingt schon besser«, sagte ich. »Einen allgemeinen Verdacht. Wir könnten es hier mit einer gewissen Spielart der Magie zu tun haben, vorgeführt von einem Wesen, das sich Mandragoro nennt.«

»Himmel, wer ist das denn?«

»Ein Umwelt-Dämon.«

Kinny schaute uns an, als hielte er uns für verrückt, aber er schwieg, was für ihn besser war. Das Wort sprach er zwar nach, aber er bewegte nur die Lippen, während Suko die Stirn kraus zog und sich bei mir erkundigte, ob ich tatsächlich Mandragoro dahinter vermutete.

»Es ist eine Möglichkeit.«

»Eben, eine.«

»Du bist nicht der Meinung?«

»Das kann ich nicht so genau sagen. Ich behalte sie mal im Hinterkopf. Es kann sich auch um ein anderes Phänomen handeln.«

»Zum Beispiel?«

»Aibon.«

»Ist auch möglich. Aber dieser Wald wächst hier und nicht im Druiden-Paradies.«

»Bleibt eine dritte Möglichkeit.«

Er wartete auf meine Antwort, bekam aber nur ein verkniffenes Lächeln zurück, denn ich wußte selbst nicht, was ich dazu sagen sollte. Eine dritte Möglichkeit war möglicherweise die wahrscheinlichste, aber auch diejenige, die am weitesten von uns entfernt lag.

»Okay, was tun wir? Soll Kinny noch weitere Bäume ansägen?«

»Auf keinen Fall, einer reicht. Wir haben jetzt den Beweis und müssen die Ursache finden.«

Wir gingen methodisch vor. Suko sagte: »Jedenfalls ist mit diesem Baum etwas nicht in Ordnung, wenn wir unsere Maßstäbe anlegen.«

»Genau. Man hat ihn beeinflußt, vielleicht sogar dämonisiert. Ich persönlich empfinde diesen Geruch als sehr intensiv und suche schon jetzt nach einer Verbindung zwischen den Bäumen«, meine Stimme senkte sich zu einem Raunen, weil ich nicht wollte, daß Kinny mithörte, »und der ungewöhnlichen Greta.«

»Die hier in der Nähe lebt.«

»Das bestimmt.«

»Fragt sich nur, wie weit Kinny bereit ist, seine Tochter mit einzugeben?«

Ich hob die Schultern. Da hatte Suko ein riskantes Thema angesprochen. Wir wußten, daß man Kinny jagte. Bisher hatte er es verstanden, seine Tochter zu verstecken, aber es schälte sich allmählich hervor, daß er dieses Versteckspiel aufgeben mußte.

»Haben Sie sich für eine Möglichkeit entschieden?« fragte er uns.

»Ich denke schon.«

Meine Antwort überraschte auch Suko, denn er schaute mich groß an.

»Ich werde den Baum testen.«

Kinny zog verwundert die Augenbrauen zusammen. »Testen? Habe ich das richtig verstanden? Wie wollen Sie das tun?«

»Auch wenn es Ihnen seltsam erscheint, aber was ich gleich tun werde, hat schon einen Sinn.«

Da Suko nickte, ahnte er bereits, womit ich den Test durchführen würde.

Mit meinem Kreuz.

Doug Kinny hatte den Talisman noch nicht gesehen, da er durch die Kleidung verborgen war. Als ich ihn hervorholte, staunte und schluckte er, einen Kommentar gab er nicht ab. Er stellte auch keine Fragen, beobachtete mich, wie ich zum Baum ging und das Kreuz dabei in der rechten Hand hielt.

Gab es hier eine Magie, gegen die mein Talisman und Beschützer ankämpfen konnte?

Sekunden später wußte ich es. Da klemmte das Kreuz zwischen den beiden Spalthälften.

Nichts geschah.

»Und was ist das jetzt gewesen?« erkundigte sich Doug Kinny.

Ich zog das Kreuz wieder hervor und drehte mich um. »Nur ein Test«, erwiderte ich ziemlich ruppig, da ich auch selbst unzufrieden war. Ich hatte mir mehr erhofft.

Suko reagierte. Gelassen zog er die Dämonenpeitsche. Und wieder

konnte Kinny nur staunen, als er den Kreis schlug und die drei Riemen aus der Öffnung glitten.

Sie berührten den Boden und drehten sich dort zusammen. Dann zuckten sie wieder hoch, als Suko schlagbereit war.

Auch er trat an den Baum heran. Nicht so nahe wie ich. Er mußte noch ausholen.

Der Schlag.

Der Treffer.

Und die Reaktion, denn plötzlich erlebten wir eine unheimliche Überraschung…

ENDE des ersten Teils